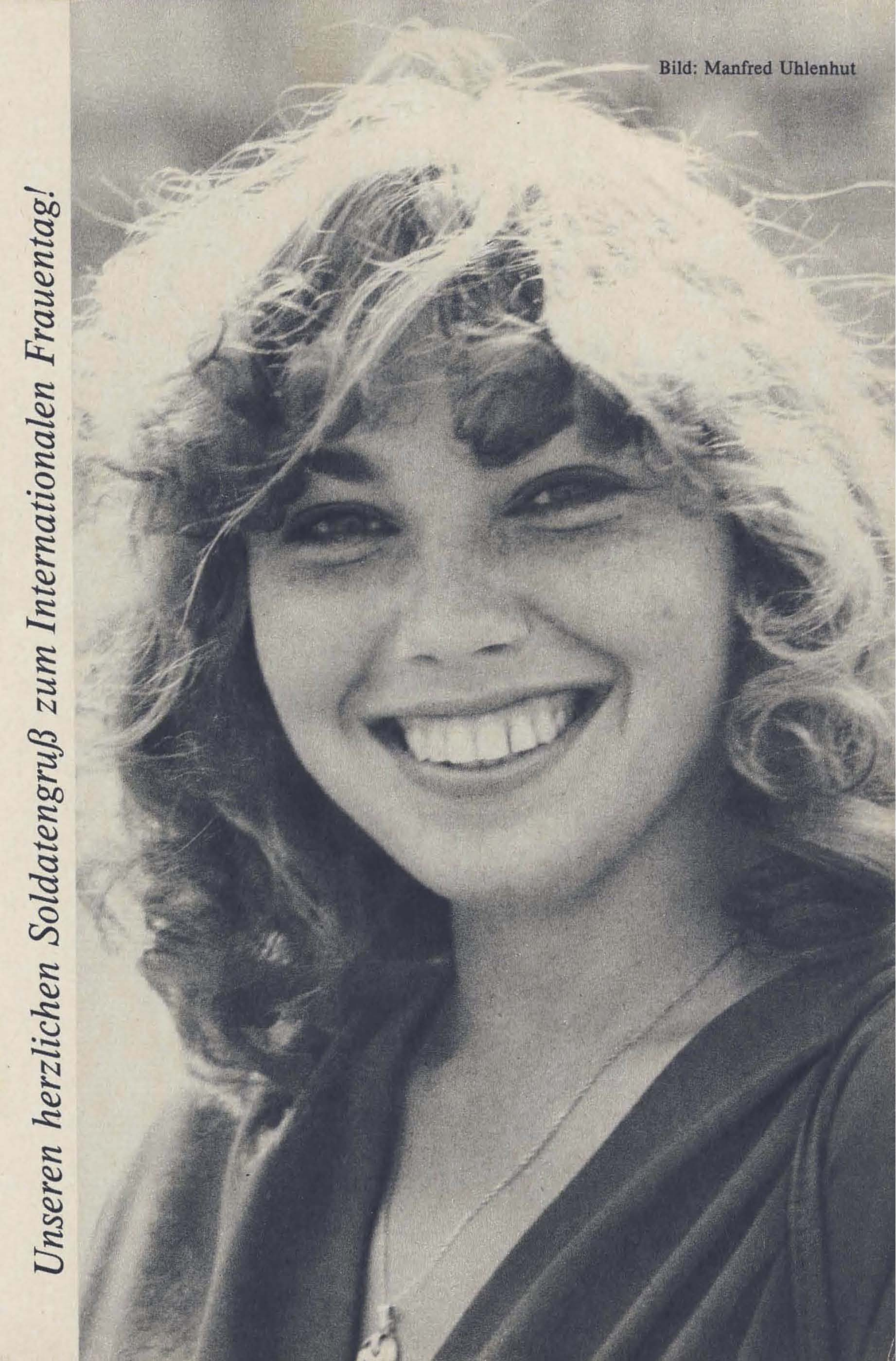


3/85

ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK

Unser Reporter flog mit im

Kampfhubschrauber



Unseren herzlichen Soldatengruß zum Internationalen Frauentag!

Bild: Manfred Uhlenhut



Was ist Sache?

Haben die Soldaten in der NVA auch das Recht der freien Arztwahl?
Yvonne Glotz

Bin ich jetzt nicht schon im vierten Dienstjahr?
Unteroffizier Bernd Jackisch

Vorab scheint mir eine Erklärung nötig.
Selbstverständlich haben die Angehörigen unserer Streitkräfte einen Anspruch auf medizinische Betreuung. Dabei ist es unerheblich, ob sie im Grundwehrdienst stehen und demzufolge keine Beiträge zur Sozialversicherung zahlen oder Reservistenwehrdienst leisten; ebenso spielt es keine Rolle, ob sie nun den Dienstgrad eines Soldaten, Unteroffiziers, Fähnrichs, Offiziers oder Generals tragen. Wenn ich einmal den Militärarzt aufsuchen muß, sitzen mit mir auch Soldaten und Unteroffiziere im Wartezimmer. Und ihnen widmet der Arzt die gleiche Aufmerksamkeit wie mir oder anderen Offizieren. Kurzum, die medizinische Betreuung gehört zu den in der Dienstvorschrift 010/0/003 festgelegten Rechten jedes Angehörigen der Nationalen Volksarmee.
In jedem Truppenteil wirken dafür Militärärzte, gibt es geschultes und erfahrenes medizinisches Personal. Regelmäßig werden Sprechstunden abgehalten. Im jeweiligen Med.-Punkt stehen entsprechende Behandlungsräume, medizinische Geräte und auch Krankenzimmer zur Verfügung. Eine spezielle Dienstvorschrift hat den Gesundheitsschutz zum Gegenstand. Übersteigt ein „Fall" die Diagnose- oder Behandlungsmöglichkeiten des Truppenarztes, erfolgt die Überweisung zu einem Facharzt am Standort, in ein Armeelazarett oder gar zur Militärmedizinischen Akademie in Bad Saarow – eine auch international anerkannte medizinische Einrichtung. Es wird also durch den medizinischen Dienst unserer Streitkräfte alles getan, um Erkrankungen vorzubeugen bzw. Erkrankte fachkundig und gründlich zu behandeln.
Allerdings lassen es die dienstlichen Erfordernisse nicht zu, daß sich jeder den Arzt aussuchen kann, den er bei einer Unpäßlichkeit oder Erkrankung konsultieren möchte. Dahinter verbirgt sich kein böser Wille. Im Gegenteil. Wie sollte – gerade in unserer spannungsreichen Zeit – stets eine hohe Gefechtsbereitschaft gesichert werden, wenn jeder sich dort behandeln lassen wollte, wo es ihm persönlich am genehmsten ist? Hieße das vielfach nicht, eine weite Reise an den Heimatort anzutreten? Wäre damit nicht die in unser aller Interesse liegende und unser aller Wohl dienende Kampfkraft der NVA gefährdet? Und so werden Sie gewiß verstehen, daß dies nicht möglich ist.
Recht und Anspruch auf gediegene medizinische Betreuung sind damit nicht außer Kraft gesetzt, sondern „den Erfordernissen des militärischen Schutzes der Deutschen Demokratischen Republik" angepaßt. So § 21 des Wehrdienstgesetzes, das die Grundsätze des Soldatseins regelt. Sie brauchen also keine Befürchtungen zu haben, wenn Ihr Mann einberufen wird. Selbstverständlich, weil der Sorge um den Menschen in unserem sozialistischen Staat entsprechend, gelten Gesundheitsschutz und medizinische Betreuung auch den Soldaten unserer Streitkräfte.



Die Frage geht davon aus, daß sich der Erholungsurlaub für Unteroffiziere auf Zeit im vierten Dienstjahr auf 30 Tage erhöht. Darauf glauben Sie Anspruch zu haben, weil Sie wie folgt rechnen: Einberufung im November 1982, Entlassung im Oktober 1985 – also sei 1982 das erste, 1983 das zweite und 1984 das dritte Dienstjahr gewesen.
Jedoch geht diese Rechnung nicht auf.
Vom November 1982 bis zum gleichen Monat 1983 standen Sie im ersten und von da an bis zum November 1984 im zweiten Dienstjahr; derzeit befinden Sie sich im dritten Dienstjahr. Würden Sie Ende Oktober dieses Jahres nicht aus dem aktiven Wehrdienst entlassen, begänne im November 1985 Ihr viertes Dienstjahr. Da dem aber nicht so ist, haben Sie Anspruch auf den für das dritte Dienstjahr geltenden Urlaub. Aufgrund Ihrer Entlassung vor Jahresende erhalten Sie bis einschließlich Oktober anteilmäßigen Erholungsurlaub. Er beträgt 21 Kalendertage, wobei darauf keine Sonn- oder gesetzlichen Feiertage angerechnet werden.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Liebesschmerz und Muskelkater

Du kannst ein Pferd zum Fluß führen, aber du kannst es nicht zwingen, zu trinken. Das sagt das Sprichwort. Du kannst einen Menschen lieben, mit aller Kraft, aber du kannst ihn nicht zwingen, dich wiederzulieben. Das sagt das Leben.

Wer wüßte zu sagen, wie viele Männer, wie viele Frauen die Bitterkeit unerwiderter Liebe haben auskosten müssen. Da ist es egal, ob er Holzfäller oder ein hochberühmter Mann, ob sie ein Nähmädchen oder eine vielumworbene Frau ist; weh tut es allen. Und so lesen wir eine traurige Liebesgeschichte, die sich zutrug vor fast zweihundert Jahren. Da war das schöne Weimar noch ein dürftiger Marktflecken, durch dessen arme Gassen das Vieh getrieben wurde. Reich jedoch war es an großen Männern des Geistes und der Künste. Friedrich Schiller gehörte zu ihnen; er teilte sich die Krone des Dichterfürsten mit dem Geheimen Rath von Goethe. Im Sommer 1787 kam Schiller ins Städtchen an der Ilm. Er traf die frühere Geliebte wieder, Charlotte von Kalb, die Gattin eines Offiziers in französischen Diensten. Sie liebte diesen Major nicht. Sie liebte Schiller, den hageren Mann mit der unschönen Nase und dem schmalen Mund, der sie nie geküßt hat. Charlotte war entschlossen, ihre sinnlose Ehe für Friedrich aufzugeben. Doch der so sehr Geliebte stand vor der Hochzeit mit einer anderen jungen Schönen der Weimarer Gesellschaft. Das alte traurige Spiel.

Der 1972 verstorbene Autor Klaus Herrmann, er hatte lange in der Stadt des Geschehens gelebt, erzählt uns diese Liebesgeschichte. Deutlich wird, wie sehr diese intimen Beziehungen von den ersten Auswirkungen der Französischen Revolution im damaligen Kleinstaaten-Deutschland berührt worden waren. Diese historische Erzählung aus dem Verlag der Nation zeigt uns auch das geistige und gesellschaftliche Leben im Weimar der deutschen Klassik mit all seinem Klatsch und Tratsch, seinem Glanz und Elend, seiner Größe und Erbärmlichkeit.

Größe und Erbärmlichkeit kennzeichnen ganz gut ein Thema, dessen sich Professor Dr. Lothar Bisky angenommen hat – das sogenannte Show-Geschäft, die Unterhaltungsindustrie im Kapitalismus.

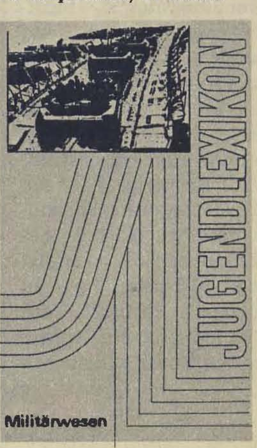


Keith Richard von den „Rolling stones" bemerkte einst sehr treffend, daß das Unterhaltungsgeschäft das am meisten von Piraten beherrschte Geschäft sei. Bisky zeigt, wie das funktioniert, wie Stars gemacht werden, die dann für die Plattengesellschaften und die Manager das große Geld machen. Bisky analysiert die Wirkungsweise der Rockmusik und der Rock-Stars im Westen, ihre gottähnliche Anbetung durch junge Menschen, die kritiklos das Idol nachäffen und die Ansichten des künstlich erzeugten Stars zu den ihren machen – welch' kinderleichte Möglichkeit der Manipulation! Stichwort Fernsehunterhaltung – die USA-Serie „Dallas" soll in 87 Ländern gezeigt worden sein und 400 Millionen Zuschauer erreicht haben. Ganz klar: Je weniger der Ex-Schmierenkomödiant Reagan imstande ist, den



Millionen Arbeitslosen jeden Tag eine warme Mahlzeit zu sichern, muß er ihnen eine „Traumsuppe" auftischen, eine üble Brühe, zusammengepanscht nach dem abgenutzten Rezept des „American Way of Life". Die Traumwelt der Millionäre, die Welt der erfolgreichen Supermänner und der himmlisch schönen Luxusweiber soll ersetzen, was das wirkliche westliche Leben nicht mal im Traum bieten kann.

Woraus erklärt sich, daß so viele Menschen diesen Dreck sehen? Prof. Bisky führt überzeugend vor, wie das läuft und wer die millionenschweren Kolonialherren der Unterhaltung in den Medien sind. nl konkret hält mit seiner Ausgabe 62 hochinteressanten Lesestoff bereit: „The show must go on", Lothar Bisky über Rock, Film, Fernsehen, neue Medien, über Unterhaltung am Konzernkabel. (Erschienen im Verlag Neues Leben Berlin). Sehr zu empfehlen, es kostet



genau so viel wie eine Schachtel Club mit Holz. Nur ist das weniger Gift für die Lunge, als vielmehr handfeste Kost fürs Gehirn.

Nun mag man seine lieben kleinen grauen Zellen noch so hart trainieren – keiner weiß alles, niemand kann sich alles merken. Gepriesen sei der Erfinder des Lexikons! Wissen, wo was steht, das macht den Weisen aus, grade heute, da sich die Entwicklung so schnell vollzieht, daß man kaum nachkommt. Beispielsweise auf dem Gebiet des Militärwesens. Die beiden Journalisten Ulrich Berger und Wolfgang Wünsche haben sich die Arbeit gemacht, zu etwa 600 Sachwörtern verständliche, ausführliche, auf dem neuesten Stand befindliche Informationen zu geben. Von A wie Abrüstung bis Z wie zweiter Weltkrieg wird ein Überblick über die verschiedenen Bereiche des Militärwesens geboten, wie sie vor allem junge Leute interessieren. Was immer man wissen möchte, das „Jugendlexikon Militärwesen“ weiß Bescheid über Ausgang, Kampfschiffe, Besoldung, Hubschrauber usw. usf. (Militärverlag der DDR, 10,80 M).



Ebenfalls aus unserem Verlag kommt ein neuer Memoirenband. Der Marschall der Pioniertruppen Viktor Kondratjewitsch Chartschenko erzählt. Tischler hat er gelernt, stand Tag um Tag an der Holzfräse in einem Leningrader Betrieb. Als junges Parteimitglied berief man ihn zum hauptamtlichen Komsomolfunktionär der Leningrader Verkehrsbetriebe. Doch die junge Sowjetmacht brauchte dringend fähige, gut ausgebildete Offiziere. Viktor bekam die Chance eines Studiums an der Militärtechnischen Akademie in der begehrten Fachrichtung Elektrotechnik. Erfrischend zu lesen, wie sauer dem jungen Mann die ersten Monate in der Armee wurden. Der Große Vaterländische Krieg rief den Militäringenieur 3. Ranges Chartschenko nach Moskau. Sein Auftrag: Entwicklung eines Systems elektrifizierter Sperren für die Verteidigung Moskaus gegen die heranrückenden faschistischen Truppen. Der Autor berichtet anschaulich über die Verteidigungsanstrengungen der Pioniertruppen, z. B. über den Einsatz funkgesteuerter Minen und Sprengsätze, die Hitler als „russische Höllenmaschinen“ bezeichnete. Mit viel Humor schreibt der Autor über die Findigkeit seiner Genossen, wahrer Teufelskerle, die mit Detonatoren und Sprengwaffen umgingen, als wäre das gar nichts. Ab April 1942 wurden zusätzliche Pionierbrigaden aufgestellt. Chartschenko erzählt von den enormen Schwierigkeiten, unter denen die Pioniertruppen das Verminen von Marschstraßen oder Anlegen von Verteidigungsknoten ausführten. Es mangelte an Waffen und Minen, die Ausbildung war unzureichend, der Materialnachschub stockte oft, Kraftstoff war knapp. Die Pioniere jedoch erfüllten die Pflicht so hervorragend, daß ihnen der Gardetitel verliehen wurde. Der Kampfweg der 1. motorisierten Gardepionierbrigade begann in den schweren Tagen des Sommers 1941, er führte über Stalingrad und zum Dnepr, durch Belorußland und Polen bis nach Berlin, wo sich vor vierzig Jahren die Befreiungsmission der Roten Armee vollendete. Erst Anfang August 45, als Potsdam, Guben, Frankfurt/Oder, die Autobahn von Minen frei waren, war auch für die Pioniertruppen endlich Frieden. „Zur besonderen Verwendung“ heißt das lesenswerte Erinnerungsbuch.



Eine kleine Rarität bringen uns zwei turbangeschmückte exotische Herren. Es sind „Die beiden Ehemänner“, so der Titel eines Erzählbandes aus dem Verlag Rütten und Loening. Ihre erbitterte Feindschaft aufeinander rührt aus jenen Tagen, als sie durch die traditionelle Ehe auf Zeit an ein und dieselbe Frau geraten waren. Diese und die anderen einundzwanzig Erzählungen zeichnen uns ein vielfarbiges Bild vom Leben in Iran, dem Land der Rosen und Nachtigallen, aber auch der Armut, Unwissenheit, Ausbeutung und Gewalt, wo siebzigjährige Tattergreise neunjährige Mädchen zur Frau nehmen ...

Ein Tip noch für alle, die ein bißchen Mumm brauchen, sei es, um die MKE-Normen zu schaffen, sei es, um der Süßen mal zu zeigen, was so im Hemdsärmel steckt: „Krafttraining für jedermann“ (Sportverlag Berlin) bietet Euch über hundert Übungen an, mit deren Hilfe aus überflüssigem Fett schöne starke Muskeln werden. Sport frei und einen freundlichen, dicken Muskelkater!

Tschüß!

Eure Bibliothe-Karin

Text: Karin Matthées

Die Wunder des Lebens gilt es zu behüten, auch unter Einsatz



Mit hurtigen, weit ausgreifenden Schritten hastet die Kolonne – Unteroffiziersschüler der Militärtechnischen Schule „Erich Habersaath" – ihrem Ziel entgegen. Um die Kinderschar, die hier in der Obhut ihrer Erzieherinnen beim Vormittagsbummel ist, schlagen die Soldaten behutsam einen knappen Bogen. Er kostet sie vielleicht vier Schritte und zwei Atemzüge mehr. Doch was ist das schon gegen die Mühen, die hinter ihnen liegen, und gegen das, was sie noch vor sich haben?

„Ach, daß sie sich so plagen müssen", meint eine der Frauen. Mitgefühl und Sorge schwingen in ihrer Frage, die eigentlich keine ist. Weil in ihr eine Antwort liegt, wohl hundertmal und öfter den Kleinen gegeben, wenn eines der Kinder wissen wollte, „warum die Onkels das denn machen." „Damit unser Haus nicht einstürzt, mein Kind. Damit

Das Leben ist es

des eigenen Daseins. Das Leben ist es wert. *Michail Dudin*

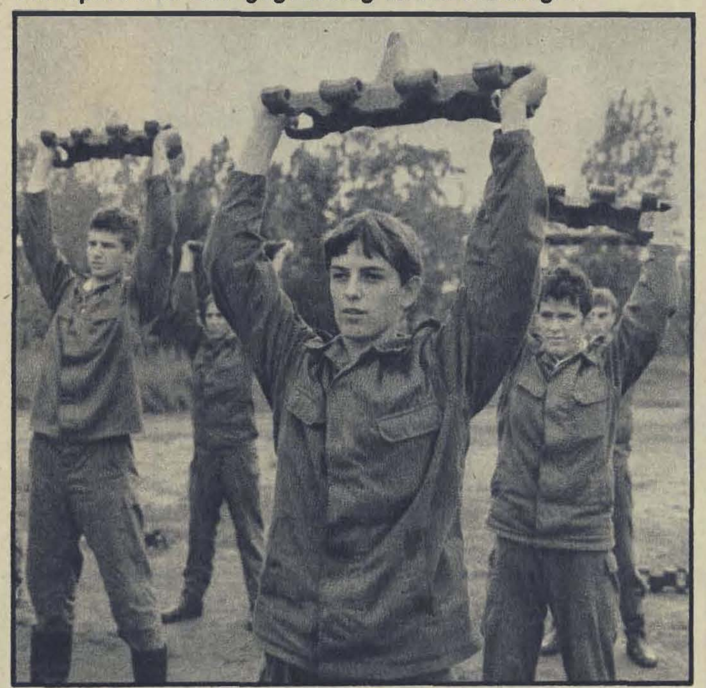
du in deinem Bettchen ruhig schlafen, träumen, dich jeden Morgen freuen kannst, daß die liebe Sonne scheint. Und wir wollen doch jeden Tag schön miteinander spielen. Siehst du, dafür plagen sich die Onkels, unsere Soldaten."

wert





Transportieren sich gegenseitig im Feuerwehrgriff



Fassen dann 10 Kilo schwere Gleitkettenglieder



Geradezu erholsam – der 1000-m-Lauf

Ja, das Leben ist es wert, daß diese Männer auch heute pünktlich sechs Uhr der Weckruf des UvD aus ihrer wohlverdienten Ruhe gerissen hat. Nicht bei jedem wird sie tief gewesen sein. Weil manch' einen unruhige Selbstberechnungen im Halbschlaf verfolgten: Wie hast du die Zeit genutzt, um ein solches Ausdauervermögen, jene Kondition und Geschicklichkeit zu gewinnen, die du bald brauchen wirst, um unter schwierigen Bedingungen an der Seite deiner Kameraden zur befohlenen Zeit eine fünfzehn Kilometer ferne Sturmausgangsstellung zu erreichen? Und dann im Laufschritt die insgesamt vierhundert Meter lange Sturmbahn zu bezwingen, deren Hälfte unter Schutzmaske? Und am Ende nicht zusammenzusakken, sondern kampfbereit zu sein ...?

Alle wußten, was ihnen der Tag bringen würde: Eine Härteprüfung auf Biegen und Brechen, Zerreißprobe für Muskel- und Willenskraft. Dreidreiviertel „Stunden der Wahrheit" für Unteroffiziersschüler, von denen jeder Zweite für drei Laufkilometer im Gelände höchstens 11 Minuten und 20 Sekunden benötigt. Was immerhin einer mittleren Geschwindigkeit von 16 km/h entspricht. Würde es sich auszahlen?

Gestern waren es Panzertechniker, heute stellen sich künftige Instandsetzungsspezialisten für Nachrichtentechnik dem sogenannten Härtekomplex.

Am Rand des Sportplatzovals gibt Zugführer Oberleutnant Landsmann seinen Genossen letzte Verhaltensregeln. Die Unteroffiziersschüler legen in Reih und Glied Waffen, Stahlhelme, Schutzmasken und Koppel ab. Sie frösteln, denn es ist empfindlich kühl. Manche möchten sich „warmreden", bevor es ans eigentliche Erwärmen geht. „Du", stößt da einer seinen Nebenmann an, „nur nicht zu leicht nehmen, diesen Test! Der wird hart, sag' ich dir." Und ein anderer: „Schnelles Marschtempo – wir

Das Leben ist es wert

haben es auf verkürzter Strecke probiert – ist schlimmer als ein Dauerlauf." Die meisten sagen wenig oder nichts, sind mit sich selber beschäftigt. In ihren Gesichtern spiegeln sich Spannung oder gespielte Gelassenheit, Nachdenklichkeit, erwartungsvolle Ungeduld. Vom Tonband schallt Rockiges über den Platz...

Los geht's: mit zehn Minuten Erwärmung, Seitenwechselübungen mit und ohne Partner. Dirigiert von den Kommandos des Zugführers, laufen die Schüler vor- und rückwärts, tragen ihre Partner huckepack über die abgesteckte Fläche, hüpfen auf dem rechten, dann linken Bein, transportieren sich gegenseitig im Feuerwehrgriff, nehmen zwanzig Meter mit Hockweitsprüngen...

Nun marschieren sie hinüber zum Platz des Krafttrainings, der ersten Disziplin des Komplexes. Beziehen dort im Block Aufstellung mit etwa zwei Metern Abstand und Zwischenraum von Mann zu Mann. Lockern ihre Beinmuskeln mit einem Kniehebelauf am Ort, fassen dann 10 Kilo schwere Gleitkettenglieder. Stoßen diese aus der Grundstellung nach oben, vollführen Kniebeugen mit der Last, kreisen die parallel vorgestreckten Arme, „hakken Holz" mit dem Gewicht. Schwingen – ohne Kettenglied – die Fußspitzen bis in Schulterhöhe und die Oberkörper um deren Senkrechte, hüpfen auf der Stelle und federn mit Hockstrecksprüngen nach oben. Insgesamt zehn zwanzigsekündige Übungen, jeweils unterbrochen durch 20 Sekunden Pause zum „Ausbaumeln". Ist dieser Zyklus beendet und sind drei Minuten aktiver Erholung verstrichen, beginnt der zweite, danach ein dritter...

Im Vergleich zu dieser halbstündigen Muskel-Kur scheint der folgende 1000-m-Lauf auf der Aschenbahn geradezu erholsam zu sein.

Die Kämpfer wirken merkwürdig frisch, richtig „aufgemöbelt", als sie ihre Uniformen ordnen, die Ausrüstung anlegen und die Waffen aufnehmen. Meint da ein Langaufgeschossener: „Das Schlimmste haben wir hinter uns, was soll schon noch passieren?" Heiko heißt er, Heiko Later. Hundertsechzig Minuten später wird der gelernte Lagerfacharbeiter, dem die dann überstandene Anstrengung kaum anzusehen ist, sagen, es sei „überhaupt nicht schlimm gewesen – außer dem Stück unter Schutz". Und Oberleutnant Klaus-Dieter Landsmann wird auf das „goldrichtige" Krafttraining schwören, von wegen vorbeugender Wirkung gegen Wadenmuskelzerrung.

Der 15-km-Fußmarsch kann beginnen. Der Kompaniechef schickt seine Züge nacheinander auf den Weg mit dem Wunsch, „daß wir alle uns gesund wie jetzt hier wiedersehen". Das gleicht einem Befehl.

Eine Hand zum Schieben ... nicht gestattet!



„Entwarnung – Schutzmasken ab!"



Gestern dies am Kilometer 12: „Entwarnung – Schutzmasken ab!" Nach sechs Kilometern auf Beton, Sand und Geröll unter der eng anliegenden Gummihaube. Beißender Schweiß hat die Gesichter der Kursanten eines Fähnrich-Lehrganges gezeichnet. Genau eine Stunde und 39 Minuten haben sie bis hierher gebraucht. Frage an Stabsfeldwebel Neuendorf, wie die Stimmung sei. Dessen ohnehin freundliche Miene wird noch heller. „Gut!" gibt er zurück, „bis jetzt noch gut." Schön ist's nicht", meint ein anderer dahinter.

Jede Kolonne muß diesen Punkt ein zweites Mal passieren. Da ist ihr Schritt schwerer. Aber Neuendorf hat an Freundlichkeit nichts

eingebüßt, er lächelt sogar fröhlich. Eine Rarität auf diesem Kurs und gar an dieser Stelle, wo weniger Trainierten – vornehmlich denen mit bisher erst drei Monaten Spezialausbildung – nach nunmehr dreizehn Marschkilometern erhebliche Ermüdung anzusehen ist: Stirn und Wangen stark gerötet, stoßweises Atmen durch den geöffneten Mund, schweißgetränkte Uniform, unsicherer Schritt. Bemerken die Kämpfer, daß einer sie beobachtet, straffen sie sogleich ihre Haltung, richten den Blick vom Holperpfad unter ihren Stiefeln nach vorn, frei geradeaus ...

Alle Achtung vor diesen Männern, die so tapfer gegen die eigene Schwäche angehen und – gegen den Durst. Denn nur selten, wenn's „ohne" einfach nicht mehr reicht, greifen sie zur mit Tee gefüllten Feldflasche an ihrem Koppel.

Härtekomplex – Inbegriff eines Examens, das jeder Wehrpflichtige einmal, jeder Unteroffizier auf Zeit und Berufssoldat noch des öfteren meistern muß. Ein militärsportlicher Wettkampf, der die Teilnehmer einer hohen physischen Belastung aussetzt, die zugleich seelisch-funktionelle Bewährung verlangt. Das bedeutet: Du sollst deine Kräfte klug einteilen, Energie sparen – und dennoch bereit sein, dich notfalls voll zu verausgaben. Darfst aber nicht „ausbüchsen". Denn hier geht es um kollektives Bestehen, nicht um die Jagd nach sportlichem Rekord. Wer hier mit blindem Ehrgeiz über die Stränge schlägt, wird zurückgepfiffen. Und wer zurückbleibt, fällt unweigerlich aus, sprich: in die jederzeit griffbereiten Hände des an der Strecke unablässig wachsamen Med. Dienstes.

Der Härtekomplex ist ein Test, dessen strapaziösen Ansprüchen sich die Truppe gewachsen zeigt, indem sie innerhalb der festgelegten Zeit von drei Stunden und 45 Minuten geschlossen das Ziel erreicht; oder wo sie versagt bei dieser Prüfung kollektiven Verhaltens, militärischer Disziplin und Ordnung. Muß doch jeder Teilnehmer auf eigenen Füßen durchkommen – und im Pulk. Die Not ist groß, wenn da einer glaubt, nichts gehe mehr, obwohl ein anderer schon seine Waffe mitträgt. Wie gut wär's, könnte man sich jetzt am Koppel des Nachbarn festhalten, sich ein wenig ziehen lassen. Verboten! Da streckt der Hintermann eine Hand zum Schieben aus. Nicht gestattet! Du mußt hart, am härtesten gegen dich selber sein. Vergiß die aufgeriebene Ferse und den Schmerz im Nacken, atme tief und gleichmäßig, halte Schritt, denk' an was Schönes dabei oder mach' sonst was, nur nicht schlapp. Kämpfe! Dein Kollektiv ist es wert, laß' es nicht im Stich. Und nicht die Kinder auf der Straße ...

Heute marschiert festen Schrittes Oberleutnant Landsmanns Zug ins vorletzte Etappenziel. Hier bricht ihr rauher Marschgesang ab, hier bereiten sich Heiko Later und seine Kameraden auf das Überwinden der Sturmbahn vor.

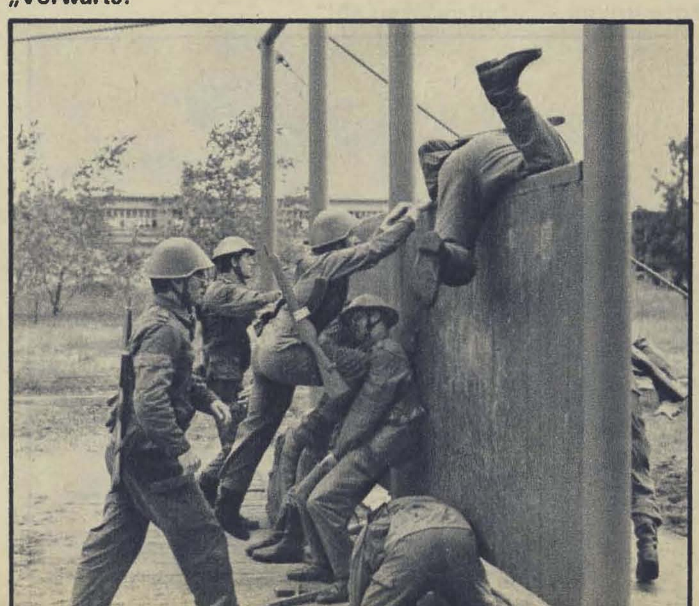
„Vorwärts!"

Mit lautem „Hurra" springen sie auf. Steigen gewandt über ein Dutzend 70 Zentimeter hoher Stahlrohrhürden. Laufen weiter, setzen über einen zweieinhalb Meter breiten, wassergefüllten Graben. Überwinden danach, sich gegenseitig unterstützend, die übermannshohe Eskaladierwand, durchklettern das untere

Festen Schrittes ins Etappenziel



„Vorwärts!"



Fenster des hölzernen Hausgiebels, sprinten zur Endstellung. Laufen mit aufgesetzter Schutzmaske die 200 Meter zurück, gehen erschöpft in Stellung. Wie der letzte Mann die Fecht-MPi in Anschlag bringt, klickt die Stoppuhr. Geschafft – alles wie geplant geschafft! Ohne Ausfall an Genossen, in der befohlenen Zeit, in lobenswerter Disziplin und kollektiver Geschlossenheit. So hatte es ihr Kompaniechef erwartet, und sie haben ihn nicht enttäuscht.

„Wir stellen hohe Forderungen", erklärt Oberleutnant Landsmann. „Systematisch führen wir unsere Schüler bis hin zur guten oder sehr guten Sportnote am Lehrgangsende. Mein Zug schaffte anfangs die Sturmbahnnorm nicht, heute aber – mit 1. Dahinter steckt Willenskraft, viel Schweiß auch in der Freizeit. Und Einsicht in das Notwendige." Auch Selbstvertrauen, wie dies Unteroffiziersschüler Udo Rüstig andeutet. Politische Zusammenhänge konnte ihm der Großvater, ein alter Antifaschist, begreiflich machen. Doch Unteroffizier muß Udo selbst werden, aus eigener Kraft. „Dabei war ich nie ein Held, im Schulsport nur ‚genügend'. Da hörte ich welche sagen: ‚Dich werden sie bei der Fahne ganz schön in die Mangel nehmen.' – Wie man's nimmt, nicht wahr? Jetzt bin ich im Sport nämlich ganz gut."

Man nehme es also wie Udo. Oder wie Feldwebel Wolfgang Krauskopf, FDJ-Klubratsvorsitzender der 6. Lehrkompanie: „Wir brauchen Soldaten, die durch dick und dünn gehen. Ich bemühe mich, ein solcher zu sein. Nur hat mich die Natur nicht mit Muskeln beschenkt. Ein Nachteil, den ich durch regelmäßiges Training ausgleiche. Gegen den gewissen Schweinehund, der da rät: ‚Heute mal ausnahmsweise nicht, gönn' dir doch 'ne Pause' und so. Nichts ist! Wort und Tat müssen schon übereinstimmen." Für die Wunder des Lebens, die es zu behüten gilt ...

Text:
Oberstleutnant Heiner Schürer
Bild: Manfred Uhlenhut





Geschafft – alles wie geplant geschafft!



In lobenswerter Disziplin

„Ich habe das feste Vertrauen, daß mein Schaffen und mein Wollen einer Welt angehören, die niemals untergeht. Das hat mir schon immer den Mut und die Kraft gegeben, das Leben zu lieben und den Tod nicht zu fürchten."
Alfred Frank

Der VP-Oberleutnant legte die Pistole wieder in die Kassette zurück. Das Geheimnis um die Waffe war gelüftet. Das würde er später auch den Zimmerleuten sagen, die sie bei Dacharbeiten im Leipziger Westen gefunden hatten.
Er hätte sich jetzt für die Auskünfte bedanken und mit der Floskel „Das wär's dann wohl" gehen können. Doch dieser Frau konnte und wollte er nicht mit vorgeformten Sätzen kommen. Er hatte auch noch eine Frage, die über seinen Ermittlungsauftrag hinausging und ihn persönlich beschäftigte. Gertrud Frank bemerkte, daß der Oberleutnant zögerte. Sie sagte: „Du mußt nicht herumdrucksen. Mit mir kannst du über alles reden."
Die schon betagte Frau stand flink aus ihrem Sessel neben der Stehlampe auf, sie wollte noch eine Tasse Kaffee zubereiten. Doch der Oberleutnant hielt sie davon ab. Ihm saß die Zeit im Nacken, und es war ihm auch peinlich, sich von der alten Frau bedienen zu lassen. Als sie sich wieder gesetzt hatte, rückte er mit der Frage heraus. „Sie sagten, Ihr Mann trug die Pistole bei sich, als er, nachts allein, den Totenkopf mit dem Hakenkreuz und der Losung an das faschistische Polizeipräsidium malte. Da Sie Alfred Frank besser kannten als jeder andere Mensch, erlaube ich mir die Frage, ob er, falls er ertappt worden wäre, wirklich damit geschossen hätte."
Das konnte Gertrud Frank nicht verstehen. Sie schaute den Kriminalisten mit ihren blauen, noch immer jungen Augen fragend an. Dabei wirkte sie in dem großen Sessel hilflos, als wollte sie sagen, ich weiß nicht, was du meinst, Genosse. Wie redest du denn? Und was ist das überhaupt für eine Frage?
Der Oberleutnant, der ihr Enkel sein konnte, verstaute die Kassette umständlich in seiner Aktentasche. Er sagte, sichtbar verlegen: „Verzeihen Sie mir die dumme Frage, Genossin Frank. Sie war doch dumm?"
„Aber nein, mein Junge. Es gibt keine dummen Fragen. Aber eine Antwort darfst du von mir nicht erwarten. Du mußt sie dir schon selber geben."

* * *

Es geschah an einem Sonntagabend im Herbst dreiundvierzig. Gegen zweiundzwanzig Uhr brachte Gertrud ihrem Mann Tee in den Keller. Hier mußte er gelegentlich seiner künstlerischen Arbeit nachgehen, weil es ihm der Luftschutzwart nicht erlaubte, nach Einbruch der Dunkelheit das Atelier mit den großen Fenstern zu benutzen, durch die vielleicht trotz Verdunklung doch ein Lichtschimmer nach außen dringen konnte. Frank war in bester Stimmung. Wie immer, wenn ihm ein Werk gelungen war. Er zeigte ihr die Schablone: ein in dünnes Leder geschnittener Totenkopf mit dem Hakenkreuz auf dem Schädel und der Inschrift „Hun-

Das letzte Versteck



ger!" und: „Das alles verdanken wir dem Führer!"
Nachdem sie gemeinsam die Schablone begutachtet hatten, steckte sie Frank unters Hemd, warf sich die Joppe über und sagte: „Ich muß mich nun gleich auf den Weg machen." „Gehst du allein? Ich meine, nimmst du die Pistole mit?" „Ja, Gertrud. Für alle Fälle. Ich werde sie hoffentlich nicht brauchen, was wir uns alle wünschen, aber ich werde mich mit ihr sicher fühlen. Und was das wichtigste ist, meine Liebe: es wird für mich kein Standrecht geben, keine Hinrichtung." Das hieß schlicht und einfach: Wenn es sein muß und wenn es überhaupt keinen anderen Ausweg gibt, werde ich mich ihrer Methoden bedienen und mich zum Richter für einige von ihnen machen. Ich habe die Pistole und zwölf Patronen, also elf Chancen, unerkannt wegzukommen. Wenn wir dann schweigen können und die Kraft haben, uns selber treu zu bleiben, gibt es noch viele weitere Chancen für uns. Wenn ich aber nicht wegkommen sollte, werde ich im letzten Augenblick die zwölfte Patrone für mich verwenden.

Wieder oben in der Wohnstube, zog sich Gertrud Frank den schwarzen Wollpullover des Malers über, legte sich ein dunkles Kopftuch um, damit man sie von der Straße und aus den gegenüberliegenden Häusern nicht so leicht erkennen konnte, und öffnete das Fenster. Naßkalte neblige Luft strömte ins Zimmer. Draußen hatte man die Straßenbeleuchtung abgeschaltet. Die verdunkelten Fenster gegenüber ließen nicht den geringsten Lichtschein durchdringen.
Sie stellte sich vor, wie der Maler durch die Straßen mit den großen Fabriktoren ging, vorbei an den langen Mietshäusern, wie er am Felsenkeller über die Kreuzung huschte und dann in den Park einbog. Er kannte den Weg genau, war ihn ja ungezählte Male gegangen. Denn dahinter lag die Hochschule, und dort war er ebenso zu Hause gewesen wie hier draußen im Westen der Stadt. Sie sah ihn so deutlich gehen, als wäre sie neben ihm, und sie wußte, daß er die Pistole bei sich trug und sie auch gebrauchen würde, wenn man ihn ertappte. Alfred würde kämpfen, weil er nicht anders konnte. Das war im Soldatenrat gewesen, 1920, als sie Kapp davonjagten, Alfred immer ganz vorn, furchtlos, immer mit letztem Einsatz, so auch auf der Barrikade an der Plagwitzer Brücke.
Die Frau saß still am Fenster, eingehüllt in den dicken Pullover, lauschte in die Stille des Nebels und sann über ihren Mann nach. Sie hätte längst „Frau Professor" sein können, wenn Alfred sich mit den Faschisten arrangiert hätte. Da kam extra einer aus dem Goebbelschen Propagandaministerium in Berlin. Der machte dem Kunstmaler und Dozenten Alfred Frank das Angebot, Professor zu werden. Un-



Illustration: Karl Fischer



Franks anklagendes Bild

ter gewissen Bedingungen, versteht sich. Er wollte den bekannten Maler kaufen, um damit der illegalen Kommunistischen Partei und der ganzen antifaschistischen Widerstandsbewegung einen Schlag zu versetzen. Doch der Nazi hatte nicht die geringste Ahnung, wie ein klassenbewußter Künstler dachte und fühlte. Einer, der in seinen Werken den „Denkenden Lenin" dargestellt hatte, den „Roten Geiger" und die „Arbeitslosendemonstration dreiundzwanzig" auf dem Augustusplatz. Jener braune Funktionär konnte nicht wissen, daß dieser Maler nicht zu kaufen war, denn seine Kunst war kein Broterwerb, sie war nicht mehr und nicht weniger als ein Teil von ihm selbst, war Klassenkampf. Also unteilbar und nicht verkäuflich.

Die Rache der Machthaber ließ nicht lange auf sich warten. Sie entfernten den Maler von der Kunsthochschule, zerstörten seine Bilder, sperrten ihn ein. Und das viele Male. Daß er weiterkämpfte, war nicht der Verzweiflungsakt eines einzelnen. Es war organisierter Klassenkampf. Wie eh und je. Nur daß er dieses Mal allein gehen mußte und Gertrud nicht an seiner Seite haben durfte wie sonst so oft. Das illegale Komitee hatte es so beschlossen. Und wie seine Frau, so dachten auch die Genossen an den Maler, bangten um seine Sicherheit, sehnten den Erfolg herbei ...

Nun mußte der Park bereits hinter ihm liegen. Vielleicht war er schon in der Südvorstadt zwischen den großen Häusern mit den eindrucksvollen Fassaden – an der Kunsthochschule. Wie lange hatte er gebraucht, bis er dort studieren durfte! Der Musentempel war nicht für ihn da, nicht für einen, der aufwuchs mit 15 Geschwistern. Schließlich, nach einem halben Dutzend Bewerbungen, schon 25jährig, mußte man ihn 1909 schließlich doch immatrikulieren. Das war das große Glück. Der Arbeiterjunge aus dem Schwarzwald hatte es nicht nur für sich erkämpft.

Gertrud Frank sah ihn in Gedanken weiter gehen, sah jeden seiner Schritte und wußte, daß er nun das Reichsgericht erreicht hatte. Wie alles auf diesem Weg, kannte er auch dieses Gebäude wie kaum ein anderer. Er hatte viele Stunden davor gesessen, hatte von allen Seiten Skizzen angefertigt. Und er war schließlich auch noch auf den Rathausturm gestiegen, damit er es noch besser sehen konnte. Das Ergebnis war eine Radierung. Gertrud erinnerte sich, ihn gefragt zu haben, wie es komme, daß dieser unnahbare Bau auf seinem Bild plötzlich gar nicht mehr so unnahbar sei und sie unbestimmt berühre. Alfred meinte, sie solle nur richtig hinsehen, dann werde sie feststellen können, daß er das Pack hinausgeworfen habe, denn das Reichsgericht sei leer. Nur könne er das nicht noch mehr verdeutlichen. Aber die Betrachter würden schon selbst dahinter kommen.

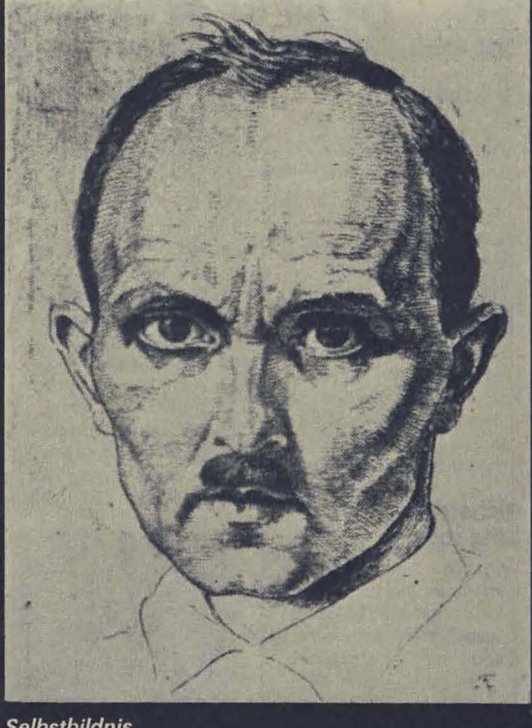
Jetzt mußte der Maler die letzten entscheidenden Schritte gehen. Das Polizeipräsidium lag mit deutlichen Umrissen vor ihm. Kein Ausweichen war mehr möglich, hier unter diesen Umständen war jeder verdächtig. Nun waren es nicht mehr die großen Stationen ihres gemeinsamen Lebens, die an der Frau vorüberzogen. Jetzt, da die Gefahr am größten war, sah sie nur noch ihn: seine breiten Schultern, die hohe Stirn mit den zwei scharfen Falten über der Nase und die braunen Augen. Sie sah ihn leicht nach vorn gebeugt gehen. Sie glaubte sogar, seine Schritte zu hören, und die waren fast lautlos. Aber trotzdem energisch und elastisch. Kaum zu glauben, daß ein 59jähriger noch so gehen kann.

Der Maler blieb stehen und legte den Kopf auf die Seite. Er hörte Schritte in seiner Nähe. An Klang und Festigkeit erkannte er sofort, daß es eine Streife sein mußte. So gehen Soldaten nachts auf Flugplätzen, die MPi vor der Brust. Er nahm die Pistole aus der Joppentasche, ging langsam in die Hocke und versuchte, jemanden zu erkennen. Doch es gelang ihm nicht. Der Nebel war zu dicht. Die Polizisten gingen nur wenige Meter an ihm vorbei.

Der Maler lauschte noch einige Zeit, dann eilte er entschlossen auf das Polizeipräsidium zu. Schablone, Stempelfarbe, Zahnbürste – alles war griffbereit. Als er die Schritte der Streife erneut vernahm, kauerte er sich an die Hauswand, hielt die Waffe schußbereit und dachte: Jetzt bloß nicht husten oder




Mit seiner Frau


Selbstbildnis

niesen, bloß das nicht. Die uniformierten Wächter drehten ihre Runde, ohne zu bemerken, daß hier einer im Begriff war, „Hochverrat" zu begehen. Bevor sie zurückkehrten, hatte er seine Arbeit ein erstes Mal beendet. Es tat ihm leid, daß er sein Werk nicht betrachten konnte, denn dazu mußte es hell werden. Doch dann würde die Streife schon abgezogen sein, dann kämen die Arbeiter hier vorbei, zu Tausenden. Und sie würden den Totenkopf sehr deutlich sehen können. Und das Hakenkreuz darauf. Und sie würden wissen: die KPD lebt!

Der Maler ließ abermals die Streife vorübergehen. Als sie weit genug entfernt war, tastete er sich zur nächsten Ecke des großen Hauses. Und hier wiederholte sich alles. Auch an der dritten und vierten Ecke, immer das gleiche, gefährliche Spiel.

Auf dem Rückweg zu seiner Wohnung blieb Alfred am Teich stehen. Gertrud wußte, daß er jetzt den kleinen Beutel aus der Joppentasche zog, den sie extra für diese Aktion genäht hatte. Er verstaute darin die zusammengelegte Schablone, die Tube mit der Farbe und die Zahnbürste, die ihm als Pinsel gedient hatte. Zusätzlich legte er einige Steine hinein, verschnürte den Beutel und versenkte ihn.

Zwanzig Minuten später war er wieder in seiner Wohnung. Sie beseitigten gemeinsam die Spuren des nächtlichen Ausflugs. Als das getan war, fragte Gertrud nach der Pistole. Sie kannte drei Verstecke außerhalb der Wohnung, die der Maler abwechselnd benutzte. Sie wollte wissen, in welches er sie gebracht hatte. Er sagte: „In keines. Ich hab sie unterwegs weggeworfen." Sie wußte, daß er nicht die Wahrheit sagte, aber sie war ihm dankbar, denn es war kein Mißtrauen, sondern es war die Sorge um die Frau. Er konnte sie jetzt nicht mehr unnötig belasten. Nicht mehr nach dieser Aktion. Denn der Kampf ging weiter.

So kam es, daß Gertrud Frank, die einige Monate danach zusammen mit ihrem Mann unverhofft verhaftet, später aber wieder freigelassen wurde, das letzte Versteck der Pistole nicht kannte. Sie fand sie auch später nicht, so oft sie danach gesucht hatte.

* * *

Alfred Frank sollte die neue Zeit jedoch nicht mehr erleben. Noch kurz vor dem Ende der faschistischen Macht, im Januar 1945, wurde er zusammen mit Georg Schumann, Otto Engert, Kurt Kresse, Georg Schwarz, William Zipperer, Artur Hoffmann, Karl Jungblut, Richard Lehmann und Wolfgang Heinze im Untersuchungsgefängnis Dresden ermordet.

* * *

Ein Artillerieregiment der Nationalen Volksarmee trägt heute den Namen des antifaschistischen Künstlers Alfred Frank und ehrt sein Vermächtnis.

Text: Armin Cronauge
Fotos: Archiv

postsack

Reifezeit

Es ist in der jetzigen Zeit besonders wichtig, daß auch die letzten Zweifler aufgerüttelt werden. Auch unter den Soldaten gibt es am Anfang immer noch welche, die denken: Anderthalb Jahre – na, die reiße ich runter, dann habe ich es hinter mir. Nach Ende der Armeezeit sind sie gereifter und denken oft anders darüber. Jeder Beitrag ist wichtig für den Frieden.
Irmgard Buchholz, Bergen

Richard – bitte melden

Wir suchen unseren Schulkameraden Richard Noack, mit dem wir bis 1964 die 10klassige Polytechnische Oberschule in Döbeln besuchten. Wir wissen, daß er die Offizierslaufbahn eingeschlagen hat. Im November 1984 haben wir nach 20 Jahren unser erstes Klassentreffen durchgeführt. Leider ohne ihn, denn wir konnten ihn bis zum heutigen Tag nicht ausfindig machen. Wer



dies liest und ihn kennt, bitten wir, uns bei der Suche zu unterstützen.
Helga Thiel (Kapitza), 7301 Döbeln-Keuern, Hauptstr. 4

Wenn auch das Foto

... nicht mehr ganz aktuell ist, weil ich inzwischen Unteroffizier bin, will ich dennoch etwas aus meiner „Soldaten"-Zeit erzählen. Als erstes ging es, zusammen mit anderen Mädchen, zur Grundausbildung. Es war nicht immer leicht, aber alle gaben ihr bestes. Den meisten Bammel hatte ich vor dem Schießen der Grundübung. Aber die Ausbilder hatten große Geduld mit mir; sie redeten mir zu und überzeugten mich, daß nichts passieren kann, wenn die Sicherheitsbestimmungen eingehalten werden. Als der entscheidende Tag kam, bangten alle mit mir. Und als ich dann vor der Scheibe mit den Ergebnissen stand, reagierte ich nicht gerade wie ein richtiger Soldat: Ich bin nämlich



den beiden Ausbildern vor Freude um den Hals gefallen! Sehr eindrucksvoll war für mich die Vereidigung. Zwar hatten auch wir Mädchen vorher jeden Schritt geübt und waren eine Stunde früher aufgestanden, um gut auszusehen, aber jede hatte starkes Herzklopfen. Als wir dann aber von den vielen tausend Besuchern und Zuschauern unerhört viel Beifall bekamen, war die Angst vorbei. Wir waren stolz auf unsere Uniform, und ich werde diesen Tag nie vergessen. Ganz phantastisch waren unsere Ausbilder. Sie halfen uns, wo und wie sie nur konnten, waren redlich um uns bemüht. So floß am Tag der Versetzung manche Träne bei uns. Inzwischen bin ich in einer Nachrichtenzentrale tätig. Meinen Entschluß, die Uniform der NVA anzuziehen, habe ich nicht bereut. Ich sage mir: Warum sollen nicht auch wir Mädchen unser Können und unsere Kraft, ja – wenn es sein muß – auch unser Leben einsetzen, um den Frieden zu sichern und den Sozialismus zu schützen? Sind es nicht ganz besonders die Frauen und Mädchen, die die Verantwortung für das Leben tragen? Wir wollen nicht nur neues Leben schenken, sondern möchten auch, daß unsere und alle Kinder im Frieden leben, fröhlich und unbeschwert spielen und lachen können. Ich habe selbst noch keinen Krieg miterlebt; aber als ich die Filmserie „Die entscheidende Front" sah, ist mir endgültig klar geworden, daß meine Entscheidung richtig war und ist.
Unteroffizier
Christine Zapf

Die ersten am Schützenpanzer

Um ein Treffen zu organisieren, suche ich alle ehemaligen Unteroffiziersschüler, welche gemeinsam mit mir im Mai 1972 zur Unteroffiziersschule „Rudolf Egelhofer" einberufen wurden. Wir waren die erste Ausbildungskompanie am BMP.
Jürgen Schönwald, 1712 Trebbin, PF 22-22, Goethestr. 13

gefragte fragen

Materialfrage

Ich bin Schüler einer 12. Klasse. Im fakultativen Unterricht für Gesellschaftswissenschaften habe ich einen Forschungsauftrag erhalten. Es geht um die historische Entwicklung des Revanchismus in der BRD seit deren Gründung. Können Sie mir beim Finden von Material und Informationen behilflich sein?
Thomas Möller, Loitz



Dazu sei die 1984 im Urania-Verlag erschienene Broschüre „Kreuzritter in Trachten – organisierter Revanchismus und seine Macher" von Werner Flach und Christa Kouschil empfohlen.

Wie ein Ei dem anderen?

Ich habe verschiedene Zeichnungen und Fotos über den T-72 und den T-64. Da sich diese beiden Typen sehr ähnlich sehen, interessiert mich, wodurch sie sich äußerlich und technisch unterscheiden.
Henning Schröder, Halle

T-64 und T-72 ähneln sich tatsächlich sehr. Sie haben beide die gleichen Abmessungen, Motorleistungen und Bewaffnung. Der T-64 wiegt allerdings zwei Tonnen weniger als sein Nachfolger, nämlich 38 Tonnen. Der T-72 besitzt am Fahrwerk sechs mittelgroße Laufrollen und drei Stützrollen. Der Infrarotscheinwerfer sitzt neben der Panzerkanone. Beim T-64 dagegen ist er links neben der Kanone angebracht. Das Fahrwerk dieses Panzers besitzt sechs kleine Laufrollen und vier Stützrollen.

Schützenschnurbedingungen?

Was muß ein Soldat bringen, um die Schützenschnur zu bekommen?
Patrick Weser, Jena

Dazu muß er die im Ausbildungsprogramm für das Ausbildungshalb- bzw. Ausbildungsjahr vorgesehene letzte Schieß-/Feuer-

ÜBRIGENS fragt sich mancher, wo er an der richtigen Adresse sei.

aufgabe (letzte Wertungsübung) mit der Note 1 und alle anderen Wertungsübungen mindestens mit der Note 2 erfüllen. Vorausgesetzt wird weiterhin, daß er seine Waffe ständig einsatzbereit hält und vorschriftsmäßig wartet, daß er eine vorbildliche politische und militärische Haltung an den Tag legt.

Kongo-Müller

Ich bitte Euch, mir zu helfen. Ich suche Informationen über den Kongo-Müller.
F. Schernikau, Mehrin

Im Militärverlag der DDR ist 1982 in der Reihe „Ereignisse, Tatsachen, Zusammenhänge" ein Buch von Fred Mercks erschienen. Es heißt „Auf der Straße des Todes" und behandelt in spannender Form und mit vielen Hintergrundinformationen das Problem des Söldnertums. Unter anderem finden Sie dort auch Informationen über diesen Kongo-Müller und weitere bezahlte Mörder des Imperialismus.

Zapisnik auch in der DDR?

Bei einem Besuch in Prag habe ich mir die Zeitschrift „Zapisnik" der Tschechoslowakischen Volksarmee gekauft, die mir sehr gut gefiel. Kann man sie auch bei uns in der DDR bestellen?
Obermaat Fritz Bröse

Ja, sie kann unter der Bestellnr. 47808 über den Postzeitungsvertrieb bezogen werden. Jahresabonnementspreis: 26,65 Mark.



Autogrammadresse

Auf einer Rückseite der AR habe ich ein Bild von Beata Karda entdeckt. Wäre es möglich, mir die Autogrammanschrift mitzuteilen?
J. Drossel, Zittau

Bitte, hier ist sie: Beata Karda, Interkonzert, Budapest 5, Vörösmarty ter 1, Ungarische Volksrepublik



Ermäßigt zur Oma?

Ich wohne bei meinen Eltern in Potsdam. Kann ich nun, wenn ich im Urlaub zu meiner Großmutter nach Schwerin fahren will, dorthin eine Militärfahrkarte mit 75% Fahrpreisermäßigung lösen?
Offiziersschüler
Karsten Mock

Wenn der Wohnort Ihrer Großmutter zugleich Ihr Urlaubsort ist, können Sie dorthin nach Ziffer 59 (1a) der DV 010/0/007 eine Urlaubsfreifahrt bekommen. Nach den Bedingungen zur Erlangung von Arbeiterrückfahrkarten, auf deren Basis auch die Lösung von Militärfahrkarten möglich ist, können Sie allerdings keine Fahrpreisermäßigung erhalten.

Flieger mit Brille?

Im Heft 11/84 ist ein Transportflieger mit Brille abgebildet. Kann man als Brillenträger Transportflieger werden?
Jan Rönisch, Burg

Dabei handelt es sich um Lichtschutzbrillen. Die Anforderungen an die gesundheitliche Tauglichkeit von Militärfliegern erlauben es nicht, bereits auf eine Sehhilfe angewiesene Jugendliche dafür auszubilden.



Bis wann Vollzug?

Für einen Disziplinarverstoß, dessen ich mich sehr schäme, habe ich eine Arreststrafe erhalten. Wegen Krankheit konnte ich sie aber nicht innerhalb von 30 Tagen antreten. Muß ich sie dennoch verbüßen?
Soldat P. Wallrodt

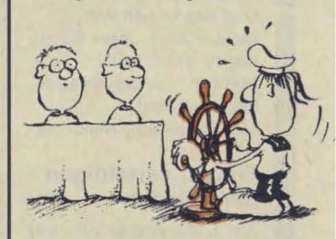
Nein. Nach Ablauf der Frist von 30 Tagen darf die Arreststrafe nicht mehr vollzogen werden, jedoch wird sie als Disziplinarstrafe eingetragen. Unter den genannten Umständen entfällt dann auch die Verlängerung des Grundwehrdienstes entsprechend § 30 (6) des Wehrdienstgesetzes und der DV 010/0/006.

alles, was Recht ist

Zuerkennung des Befähigungszeugnisses?

Bei der Volksmarine war ich Steuermannsmaat und hatte eine Seefahrtszeit von 36 Monaten, die ich nachweisen kann. Für meine jetzige Tätigkeit brauche ich das Befähigungszeugnis A 1, weshalb ich mich mit dem Antrag auf seine Zuerkennung an das Seefahrtsamt der DDR wandte. Er wurde jedoch abgelehnt. Was soll ich nun machen?
Obermaat d. R. Friedhelm Berg, Karl-Marx-Stadt

Für den Erwerb des Befähigungszeugnisses A 1 ist entsprechend § 17 (3) der 1. Durchführungsbestimmung zur Förderungsverordnung vom 25. März 1982 (GBl., Teil I, Nr. 12) nicht nur der Nachweis über die notwendige Seefahrtszeit gemäß § 35 der Seeschiffsbesetzungsordnung vom 25. November 1974 (GBl., Sonderdruck Nr. 787) erforderlich, sondern auch das Ablegen von Zusatzprüfungen. Das geht übrigens auch aus Anlage 4 der 1. DB zur Förderungsverordnung hervor.



Erst nach Erfüllung dieser zusätzlichen Forderungen kann das Befähigungszeugnis erteilt werden. Sie sollten sich deshalb mit einem Antrag auf Ablegung von Zusatzprüfungen an eine der vom Seefahrtsamt der DDR zugelassenen Einrichtungen der Erwachsenenbildung bzw. an die Ingenieurhochschule für Seefahrt in Warnemünde/Wustrow wenden; es wäre ratsam, die Bestätigung über Ihre Seefahrtszeit in der Volksmarine beizufügen. Haben Sie dann die Zusatzprüfungen abgelegt, müssen Sie über das zuständige Wehrkreiskommando die Ausstellung des Befähigungszeugnisses beim Seefahrtsamt der DDR beantragen.

Bei uns sind Sie an der richtigen Adresse:
Redaktion „Armee-Rundschau", 1055 Berlin, Postfach 46 130

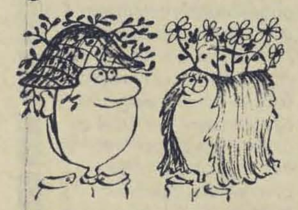
gruß und kuß

Zerstört die Träume nicht

Meinen lieben Schatz Burkhard Kohl, der z. Z. seinen Dienst in den bewaffneten Organen unseres Landes leistet, möchte ich ganz lieb grüßen. Er soll wissen, daß ich ihn sehr lieb habe und sehnsüchtig auf ihn warte. Seinen Dienst muß er jeden Tag mit neuer Kraft meistern, und wir beide wissen, daß eine lange Trennung viel Vertrauen und Verständnis fordert, daß aber auch nur eine Minute Krieg unseren Traum von der Zukunft nur allzuschnell zerstören könnte. Und das wollen wir nicht – auch unser Sohn Henry nicht! NEIN – kein Mensch, der den Frieden liebt, will das!
Martina Kujath, Malchow

Frauen verteidigen den Frieden

Am 1. November 1984 trat meine Freundin Manuela Schultz freiwillig einen dreijährigen Ehrendienst



an. Sicher ist es nicht die Regel und auf keinen Fall leicht, als Mädchen bei der Armee seinen „Mann" zu stehen. Doch ich kann Manuela nur unterstützen, wenn sie meint, so wie es auf unserer Welt momentan aussieht, hat keiner das Recht, die Dinge einfach auf sich zukommen zu lassen. Sie soll wissen, daß ich jederzeit zu ihr halten werde. Alle Frauen und Mädchen, die bei den bewaffneten Organen unseres Landes tätig sind, haben es verdient, daß wir ihnen Dank sagen und viel Erfolg bei ihrem Dienst für den Frieden wünschen.
Unteroffizier d. R.
Ralf Hübner, Klötze

Weiterhin gegrüßt werden:

Unteroffizier Steffi Gippner von ihrem Leutnant Andreas Burkert; Conny von Offiziersschüler Ulf Perschke, der sich freuen würde, wenn sie seine Bitte berücksichtigen könnte. Küsse von Verlobten für Verlobte – Yvonne schickt sie ihrem Unteroffizier Jens Albelt, Manuela ihrem Unteroffizier Michael Stolze und Petra ihrem Gefreiten Rainer Winkler, der auch Grüße von den Eltern erhält. Der liebe Vati, Maat Olaf Gierk, wird von seiner Marlies und Söhnchen Sveni gedrückt. Soldat Bernd Lange grüßt seinen Schatz Silvia und Tochter Kathleen, die ihm durch die vielen Briefe die Zeit bis zum nächsten Wiedersehen verkürzen. An den Ehemann Soldat Heiko Pilz denken seine Simone, Holger und das Nesthäkchen Ann-Katrin, an Soldat Lutz Köhler seine Frau Petra und die Kinder Christiane und Manuela, an Soldat Gunar Weber seine liebe Frau und die Kinder Tino und Ria und an Soldat Leiteritz seine Ramona und Sohn Enrico. Silvia Burkhardt und die Lieblinge Lars und Marcel grüßen Soldat Ray Burkhardt. Sabine Schoewe denkt mit Stolz an ihre Verwandten, die z. Z. ihren Dienst in der NVA leisten; sie grüßt: Soldat Reiner Lange, Unteroffiziersschüler Mike Stiller, die Unteroffiziere Ralf Hafemann und Mario Lange und Hauptmann Reinhard Krüger. An Unteroffizier Mario Feist gehen liebe Gedanken von seinen Eltern und den Geschwistern Simone und André, so auch an Frank Glowinkowski von seinem Bruder. Zum Schluß übermittelt Hendrik Bube im Namen der Eltern Grüße an seinen Bruder, der als Unteroffizier Tag für Tag auf Friedenswacht steht.

hallo, ar-leute!

Standpunkt zur Kritik

Dies soll eine Danksagung dafür sein, daß Ihr auf meinen kritischen Brief zur Poster-Bildunterschrift im Septemberheft 1984 und Beantwortung einer Leserfrage über Tauglichkeitsbestimmungen für fahrende Einheiten der Volksmarine so schnell und ehrlich geantwortet habt. Ich habe sehr viel Respekt vor denen, die auch für Kritik ein Ohr haben, eigene Fehler zugeben und nicht abwelsend reagieren. Mit dem Antwortbrief von Euch hatte ich jedenfalls nicht gerechnet.
Roland Gehrmann, Bad Sülze

AR immer dabei

Ich habe die Entwicklung der AR miterlebt, denn ich lese sie seit dem ersten Heft 1956. Ich diente da-



mals bei den Seestreitkräften und habe das Abonnement bis heute nicht gelöst. Die AR hat mich 28 Jahre hindurch begleitet, und ich lese sie immer von der ersten bis zur letzten Seite.
Meister der VP Martin Maiwald, Frankfurt/Oder

Ein dickes Lob

...für den AR-Ratgeber im Novemberheft 1984. Er war besonders aufschlußreich. Durch die vielfältige Beantwortung habt Ihr Mut gemacht, sich mit dieser oder jener Frage an Euch zu wenden. Der Beitrag „Eine Spinne zeigt Flagge" hat mich einerseits schokkiert und mir andererseits gezeigt: der Sozialismus braucht unseren Schutz!
Hubert Gerasch, Vogelsang



Was ich mir jedoch mehr wünsche ...

Mir gefällt die AR wegen ihrer schlichten und einfachen, verständlichen Art. Besonders interessiert mich AR international. Was ich mir jedoch mehr wünsche, sind aktuelle Beiträge über Probleme der lateinamerikanischen Länder wie Nikaragua. Ich möchte die Gelegenheit nutzen und meinen Verlobten, der z. Z. sein drittes Studienjahr an der OHS in Löbau absolviert, herzlich grüßen. Ich drücke ihm die Daumen für die noch bevorstehenden Prüfungen.
Petra Trautmann, Hohenprießnitz

postsack

Redaktion: Margitta Bach, Karl-Heinz Horst
Fotos: Gebauer, Gueffroy, Privat
Vignetten: Achim Purwin

Gewußt wo

Seit November '84 lese ich die AR, da mein Freund zur Armee gekommen ist. Es ist schön, daß es eine Zeitschrift gibt, in der man seine Fragen konkret beantwortet bekommt.
Michaela Finke, Karl-Marx-Stadt

UNSER RÜCKTITEL:



Angela Christof

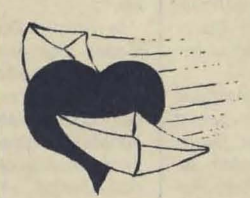
Im vergangenen Jahr absolvierte die junge Sängerin die Musikhochschule „Felix Mendelssohn-Bartholdy". Sie hat jetzt nicht nur ihr Staatsexamen über ein erfolgreich beendetes Studium in der Fachrichtung Tanzmusik in der Tasche, sondern obendrein eine Förderungsvereinbarung mit der Generaldirektion beim Komitee für Unterhaltungskunst. Angela bevorzugt jazzige Popmusik und konnte mit ihrer Art zu singen schon einigen Erfolg erlangen. Auch über Festival-Erfahrung verfügt das Mädchen mit den schönen Augen: Sie war Teilnehmerin am Festival Intertalent Prag und am Interpretenwettbewerb Dresden '84. In der Fernsehsendung „Sprungbrett" stand Angela auch schon mal vor den Fernsehkameras. Ihre Autogramm-Anschrift: 7022 Leipzig, Nordplatz 2

soldatenpost

... wünschen sich:

Jeanette Rogge (16), 4320 Aschersleben, Hellgraben 32 – Annett und Susann Hesse (beide 16), 4020 Halle, V.-Scheffel-Str. 1 – Christiane Prediger (17), 1950 Neuruppin, Fehrbelliner Str. 38, postlagernd – Heike Schwieger (17), 4090 Halle, Block 066, Zentrales LWH – Yvonne Malheim (16), 7060 Leipzig, Str. der Bauarbeiter 41 – Angela Bräuer (19), 1702 Treuenbrietzen, Sebaldusstr. 11, PSF 194 – Heike Voigt (18), 1700 Jüterbog, Mozartstr. 9 – Birgit Fiedler (20), 4730 Artern, Breite Str. 2 – Bianca Ramm (17), 8106 Radeburg, Schulstr. 5 – Cornelia Ewald (17), 2520 Rostock 21, B.-Brecht-Str. 6 – Kathrin Heimer (20), 8251 Kleinprausitz, Nr. 5 – Kerstin (18) und Heike Harraß (20; 1,78 m), 1020 Berlin, Köpenicker Str. 114 – Uschi Orf (23), 7010 Leipzig, Liebigstr. 21 – Agnes Müller (25, 2 Kinder), 4400 Bitterfeld, Gartenstr. 8 – Katrin Kollowa (20), 7010 Leipzig, Str. des 18. Oktober 22/210 – Anke Richter (17) und Carola Köckritz (17), 6531 Gangloff, Schulungsheim der SZS, Str. der Republik 12 – Angela Dartsch (24, Sohn 2), 8600 Bautzen, O.-Nagel-Str. 24 – Gabi Zimmermann (20, Sohn 1), 1136 Berlin, H.-Loch-Str. 291/8 – Ina Richter (17) und Bettina Lange (17), 8106 Radeburg, Schulstr. 5, Kl. G 1a – Christine Dorn (17), 3601 Schauen, Stapelburger Str. 95 – Katrin Zimmermann (17), 3703 Elbingerode, P.-Selke-Str. 7 – Elke Dommes (17), 3725 Rübeland, Märtensstr. 19 – Simone Mathes (17), 3723 Hasselfelde, Bruchstr. 8 – Anette Sippel (19; 1,78 m), 5217 Stadtilm, B.-Brecht-Str. 27

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Sabine Plepp (22, Tochter 4), 1058 Berlin, Stargader Str. 45 – Simone Villwock (16), 9700 Auerbach, Dr.-W.-Külz-Str. 14 – Regina Böhnke (22), 9626 Steinpleis, Hauptstr. 101 – Kathrin Fischer (19) und Heike Petzoldt (19; 1,80 m), 7304 Roßwein, Döbelner Str. 58 B 10 – Anke Schmidt (25), 3040 Magdeburg, Faßlochsberg 8 – Gisela Anschütz (25, 3 Kinder), 6120 Eisfeld, Th.-Körner-Str. 35 – Manuela Patzig (22), 8400 Riesa, F.-Engels-Platz 5 – Elke Petzsch (23),



8046 Dresden, Meußlitzer Str. 45 – Constanze Richter (18), 9023 Karl-Marx-Stadt, Jahnstr. 70 – Bettina Krüppner (19), 9021 Karl-Marx-Stadt, Casparistr. 21 – Brit Bobzin (19), 1136 Berlin, Schwarzmeerstr. 24 – Manika Winter (21), 2131 Wollin, Dorfstr. 50
Thekla Lietzau (25), 4020 Halle, Kollenbeyerweg 60 – Simone Schüttpelz (23), 9005 Karl-Marx-Stadt, Weststr. 66 – Heidi Haut (23), 9071 Karl-Marx-Stadt, Münchner Str. 21 – Dagmar Nieske (25), 2553 Graal Müritz, Friedhofsweg 7d – Karin Lüder (17 ½), 2200 Greifswald, Lomonossowallee 33b – Gabi Stelzer (24, Tochter 1), 2063 Malchow, Neue Heimat 5

Briefwechselwünsche werden kostenlos und nur mit Altersangabe (maximal 25 Jahre) veröffentlicht.



Der Sprung auf den Schützenpanzer

... gehörte zu einem Leistungsvergleich von Aufklärern der NVA und der Sowjetunion, über den wir in einer Farbreportage berichten. In anderen Beiträgen erinnern wir an den schwarzen Tag von Ypern und schildern das Entgiften von Panzern des Typs T-72. AR-Reporter besuchten die bulgarischen Seestreitkräfte und Soldaten Syriens. In der AR-Waffensammlung: rückstoßfreie Geschütze. Für einen „Kriminalfall wie keiner" geben wir Egon Erwin Kisch das Wort. Eine Dokumentation befaßt sich mit fliegenden Spionen. In einem Sportlerporträt stellen wir Leutnant M. Jacob von der Biathlonmannschaft des ASK Vorwärts Oberhof vor. Zu unserem Angebot gehört ein neues Mini-Magazin und das Rücktitelbild der Fernsehansagerin Andrea Horn

in der nächsten





Beispielsweise Staatsterrorismus

Ein Handbuch für Sabotage, Mord und Terror gefällig? Vielleicht gegen Nikaragua? Der CIA produziert und verteilt es. Ebenso Geld, Waffen, Söldner. Reguläre Soldaten schickt das Pentagon noch obendrein. Sollen sie etwa eine rechtmäßige Regierung gegen den Terror konterrevolutionärer Banden unterstützen?
Mitnichten! Nur ausgesprochene Dummköpfe können dumm genug sein, das zu glauben, was Regierungsoffizielle in Washington sagen. Beispielsweise der Herr Außenminister zum Terrorismus. Ihm zufolge sei es heilige Pflicht der USA, den Terror überall in der Welt zu bekämpfen. Wirklich, Mr. Shultz? Müßten die USA dann nicht endlich aufhören, Militärdiktaturen wie in Mittelamerika umfassend zu unterstützen? Militärdiktaturen, die eigens Todesschwadronen unterhalten, um sich mit Terror an der Macht zu halten. Haben die USA nicht erst kürzlich auf der UNO-Vollversammlung erklärt, sie würden sich nicht an ein Waffenembargo gegen Südafrika halten? An das Embargo gegen ein Regime von Rassisten, das mit Terror seine Bevölkerungsmehrheit unterdrückt? Ach, Verzeihung, für Imperialisten gelten ja andere Begriffsinhalte! Man macht flugs aus schwarz weiß, um Freiheitskämpfer zu Terroristen zu stempeln. Aus Terroristen, die Ernten vernichten, Kraftwerke sprengen, Frauen und Kinder ermorden, müssen dann natürlich Freiheitskämpfer werden. Und solche wollen ja die USA unterstützen. Wie meinte doch erst kürzlich der USA-Außenminister? Der Einsatz „unserer Macht ist gerechtfertigt, wenn dies dazu beiträgt, ein Volk zu befreien oder dessen Sehnsucht nach Freiheit zu unterstützen".
Wie rührend. Oder besser: wie verlogen! Also sehnte sich Grenada nach der „Freiheit", unter USA-Besatzerstiefeln zu leben? Der Chef des USA-Außenministeriums verhöhnte die Bewohner der kleinen Karibikinsel auch noch und nannte den Überfall „ein Beispiel für einen moralisch notwendigen Gebrauch der Macht". Sind die USA nicht schon dabei, „einzuschätzen", ob sich vielleicht Nikaragua oder gar Kuba nach einer solchen „Freiheit" sehnen?
Aus ihren Weltherrschaftsansprüchen machen gewisse NATO-Politiker und Militärs nicht einmal einen Hehl. Sie streben nach Überlegenheit, um alle sozialistischen Völker zu „befreien". Jedoch, die Völker haben eine ganz andere Auffassung von Freiheit und Terror als die Herren in Washington. Für die Mehrheit der 39. UNO-Vollversammlung sind Destabilisierungsversuche und Terror der USA gegen ihnen mißliebige, aber rechtmäßige Regierungen beileibe keine „Unterstützung der Freiheit", sondern klipp und klar: Staatsterrorismus. Das besagt eine von der Weltorganisation gebilligte Resolution, die dem Imperialismus wieder einmal seine Grenzen zeigt. Grenzen, die ihm zu denken geben sollten.

K. K.

AR International

● **Vermutet** haben indische Wissenschaftler, daß das Tochterunternehmen des USA-Chemiekonzerns Union Carbide in Bhopal, das für die Giftgaskatastrophe in Indien verantwortlich ist, auch ein Testlabor für die Entwicklung neuer biologischer und chemischer Kampfstoffe gewesen sei. Nicht nur das unverhältnismäßig große Forschungslabor, in das mehr Investitionsmittel als in die gesamte Produktionsstätte gesteckt wurden, deutete darauf hin. Wie die Wissenschaftler gegenüber der Presse erklärten, hätten darüberhinaus Verträge mit dem Mutterkonzern in den USA vorgelegen, die die „Forschung und Entwicklung in der Grauzone zwischen friedlicher Nutzung und biologischer Kriegführung" umfaßten. Diese Arbeiten wären von dem Unternehmen als „Entwicklung neuer, den tropischen Bedingungen angepaßter Pestizide" ausgewiesen worden. Die indische Presse berichtete auch über das eigenartige Vorgehen einiger der 50 bis 60 Ärzte aus NATO-Ländern, die eigentlich an der Linderung der Folgen für die Opfer mitwirken sollten. Sie kümmerten sich nicht um die Opfer und ihre Heilung, sondern untersuchten stattdessen Einzelsymptome. Sie interessierten sich beispielsweise dafür, welches Organ bei den Verstorbenen zuerst versagte, wie schnell der Tod eintrat und ähnliches. Indische Ärzte sprachen offen aus, was sie davon hielten. Sie meinten, daß mindestens ein halbes Dutzend der mit Arztdiplom aus den USA, der BRD, Großbritannien und Frankreich ins Land Gekommenen, Experten für chemische Kriegführung gewesen seien. Sie warfen die Frage auf, ob Bhopal „nur" ein Studierfeld dieser NATO-Experten oder sogar ihr Experimentierfeld war.

● **Eingesetzt** wurde in Nikaragua seit 1982 wiederholt eine Sondereinheit der in Fort Campell (Kentucky) stationierten 101. USA-Luftlandedivision. Diese aufsehenerregende Tatsache, die die offiziellen Washingtoner Beteuerungen, in Nikaragua seien keine USA-Truppen eingesetzt, Lügen straft, veröffentlichte die USA-Tageszeitung „Detroit Free Press". Die mit Hubschraubern ausgerüstete Luftlande-

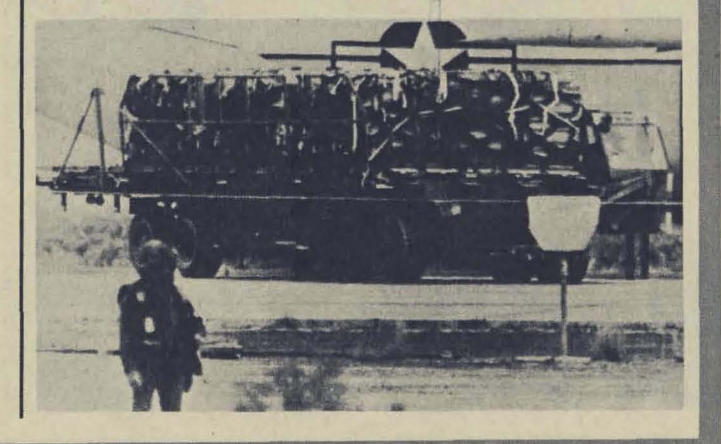
spezialeinheit bestehe aus 400 bis 800 Soldaten. Ihre Einsätze würden so gestaltet, daß ihre wahre Identität als Einheit der USA-Armee verwischt würde. Jeder dieser Soldaten wüßte, daß er im Falle von Gefangennahme und Tod nicht als USA-Soldat angesehen werden könne. Die Zeitung berichtete auch von 17 Soldaten dieser Einheit, die 1983 bei derartigen Einsätzen ums Leben kamen. Sie seien offiziell als in den USA Gestorbene ausgegeben worden. Staatssekretär Burch vom Pentagon, der zu dem Bericht der „Detroit Free Press" befragt wurde, erklärte lediglich, daß über Einsätze der besagten Einheit „einfach nicht gesprochen" werde.

- **Trainiert** hat das Pionierbataillon 310 der Bundeswehr im Gebiet der Eifel, wie man atomare Sprengschächte anlegt. Damit wurde erneut belegt, daß Bundeswehr und NATO die atomare Vernichtung auch auf diese Weise planen. Wie die Bezirksleitung der DKP Rheinland-Pfalz – sie legte diese alarmierende Tatsache offen – erklärte, unterhalte das Pionierbataillon eine Spezialeinheit zum Bau von Atomminenschächten. Es verwende dafür ein Gerät, das unter der Bezeichnung „Sprengschachtfertiger" im Bestand der Bundeswehr geführt werde.

- **Erprobt** hätten USA-Militärs die Erfolgsaussichten eines mit chemischen Waffen geführten Krieges. In den Jahren 1964 und 1965 sei auf einem Flugplatz und einem Busbahnhof Washingtons mit schädlichen Bakterien operiert worden. Das geht aus Dokumenten hervor, die eine kirchliche Vereinigung der USA unter Berufung auf das Gesetz über Informationsfreiheit veröffentlichte. Danach wollte die USA-Armee mit diesen Experimenten in Erfahrung bringen, wie eine Krankheit an einem von zahlreichen Reisenden frequentierten Ort in Umlauf gebracht werden könne. Die Bakterien der Gattung „Bacillus subtilis", die dafür verwendet wurden, rufen Entzündungen der Atemwege, Lebensmittel- und Blutvergiftungen hervor. Etwa zur gleichen Zeit wurden auf Hawaii ähnliche geheime Versuche mit drei Bakterienarten durchgeführt, die insbesondere das Befinden bettlägeriger Patienten, älterer und anfälliger Leute weiter verschlechterte. Das Pentagon benutzte die Einwohner Hawaiis skrupellos als unwissende Versuchskaninchen, erklärte dazu ein Biologe der dortigen Universität.

- **Als „Top Secret"** eingestuft wurde ein Plan, den der Oberbefehlshaber der japanischen und der Befehlshaber der in Japan stationierten USA-Streitkräfte unterzeichneten. Dieser „Joint War Plan" (Gemeinsamer Kriegsplan) soll Japan stärker in die weltweite USA-Konfrontationsstrategie einbinden. Nach Angaben der japanischen Tageszeitung „Asahi" legte er fest, wie die Militäroperationen im Kriegsfall zu koordinieren seien. Außerdem sehe er vor, die USA-Kontingente in Japan in diesem Falle beträchtlich zu verstärken.

Transport chemischer Waffen in den USA: Mit solchen Spezialtransportern – wie hier auf dem Stalpleton-Flugplatz im USA-Bundesstaat Colorado – werden seit Jahr und Tag in den USA auch mit dem tödlichen Nervengas „BG" gefüllte Bomben quer durch das Land transportiert.





In einem Satz

In den USA wurden die für 1985 vom Kongreß bewilligten 925 neuen 155-mm-Atomgranaten so konstruiert, daß diese durch den Einbau eines einzigen zusätzlichen Teils, eines „Tritium-Reservoirs", in eine Neutronenwaffe verwandelt werden können.

Die BRD liefert an Portugal im Rahmen der sogenannten NATO-Verteidigungshilfe bis Ende dieses Jahres für 45 Millionen DM Ausrüstung aus Beständen der Bundeswehr.

In El Salvador sollen Reiche künftig die Möglichkeit erhalten, anstelle eines zum Militärdienst einberufenen Familienmitgliedes einen von ihnen bezahlten „Ersatzmann" zu stellen.

In den USA erfolgte der Stapellauf des 96300-ts-Flugzeugträgers „Theodore Roosevelt", der nach Indienststellung 6000 Marinesoldaten und fast 100 Flugzeuge aufnehmen wird.

In Island sind die USA dabei, ohne die Zustimmung der Regierung auf der Insel eingeholt zu haben, 48 nukleare Wasserbomben zu lagern.

Frankreich ist es erstmals gelungen, eine Schiffsrakete vom Typ „Exocet" mit einer neu entwickelten Abwehrrakete des Typs „Crotale-Edir" zu zerstören.

In Belgien verlängern immer mehr junge Wehrpflichtige freiwillig ihre Dienstzeit, um der Arbeitslosigkeit zu entgehen, da 37 Prozent von den im Oktober 1984 registrierten 625000 Arbeitslosen unter 25 Jahren alt waren.

Die Bundeswehr ersetzt nach 20jähriger Forschung, bei der ein Meßverfahren für die „Verringerung der Entdeckbarkeit" entwickelt wurde, ab 1985 ihre olivfarbene Fahrzeugtarnung durch einen „Fleckentarnanstrich".

Redaktion: Werner Pieskow
Karikatur: Ulrich Manke
Bild: Archiv

Der Sieg des Vierunddreißigers

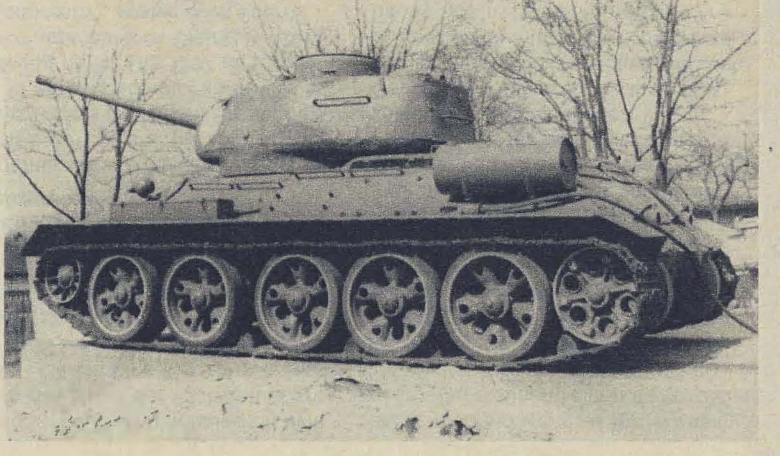


Noch riecht der T-34/85 nach frischer Farbe, als sein Kommandant Unterleutnant A. Oskin am 11. August 1944 den Befehl erhält, damit den Gegner aufzuklären. Der unternimmt bereits seit Tagen große Anstrengungen, um den von der Roten Armee seit dem 29. Juli behaupteten Weichselbrückenkopf bei Sandomierz zu beseitigen. Oskin gehört mit seiner Besatzung zur 53. Gardepanzerbrigade. Sie gehört zu den ersten, die den T-34 mit der neuen 85-mm-Panzerkanone erhalten haben.
Im Morgengrauen des 12. August beobachtet der Unterleutnant aus seinem in einem teilweise abgeernten Kornfeld getarnt untergebrachten Kampfwagen, wie sich aus einem Dorf drei feindliche Panzer nähern, deren Typ er noch nicht kennt. Als sie mit der aufgesessenen Infanterie bis auf 200 m heran sind und in dieser Entfernung an seinem T-34 vorbeirollen, läßt der Unterleutnant das Feuer eröffnen. Doch von beiden Panzern prallen die Granaten ab – vom Turm ebenso wie von der Wanne. Oskin läßt auf die Kraftstofftanks schießen; da endlich beginnt der mittlere Panzer zu brennen. Inzwischen aber richtet der erste seine mächtige Kanone auf den nun von ihm ausgemachten T-34. Der feuert mit hohem Tempo mehrere Granaten auf den Feind – erfolglos. Schließlich trifft eine mit einem günstigen Winkel auf: auch das zweite Ziel brennt.
Der letzte Kampfwagen hat sich währenddessen zurückgezogen. Unterleutnant Oskin läßt den Motor anwerfen und nimmt die Verfolgung auf. Aus einer Entfernung von einigen dutzend Metern feuert der T-34 mehrere Granaten auf das Heck des feindlichen Panzers – und auch dieser brennt. Da bei dem ersten der grüngrauen Ungetüme das Feuer erloschen ist, schießt Oskin auf diesen noch eine Granate ab und begibt sich mit seinen Begleitschützen sowie einigen Gefangenen wieder zu seiner Einheit, um Bericht zu erstatten.
Erst später erfährt der Unterleutnant, daß er mit seiner Besatzung gleich drei der unter höchster Geheimhaltung gerade geschaffenen und an die Front verlegten „Königstiger" vernichtet hatte. Diese besaßen eine Stirnpanzerung von 180 mm und eine seitliche von 80 mm, wogen rund 70 t und hatten eine 88-mm-Kanone. Für seine Leistung wurde Unterleutnant Oskin als Held der Sowjetunion geehrt.

Charakteristik: geschoßabweisende Form, schnell, kampfstark

Als sich dies im Brückenkopf von Sandomierz ereignete, war der T-34 bereits ein seit Jahren in großen Stückzahlen verwendeter und sehr bewährter Panzertyp. Bis zum Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion jedoch wußte man im Ausland so gut wie nichts über diesen seit 1940 in Serie produzierten Panzer. Er wurde mit seiner geschoßabweisenden Form, dem starken Dieselmotor sowie der gelungenen Kombination von Beweglichkeit und Feuerkraft zu einer bösen Überraschung – sowohl für die Panzer und Infanterie der eingefallenen deutschen Verbände als auch für deren Panzerabwehr.
Die T-34-Wanne hatte oben stark, unten weniger geneigte Bugplatten, von denen die Geschosse abprallten. Gleichzeitig verbesserten die Platten noch die Festigkeit des Wannenvorderteils. Typische äußere Kennzeichen waren außerdem das über die Ketten reichende verbreiterte Wannenoberteil sowie die geneigten oberen Seitenplatten und die Panzerplatten des Hecks. Um die Wanne nicht zu verengen, wurden die unteren Seitenplatten nicht geneigt.
Da Motor und Getriebe im Heck untergebracht waren, konnte einerseits der Bug stark gepanzert werden, und andererseits waren diese Baugruppen durch eine Luke über dem Motor sowie einen gepanzerten Deckel in der Heckplatte für Wartungs- und Instandsetzungsspezialisten gut zu erreichen.
Im Bug befand sich links der Fahrersitz, auf den der Panzerfahrer über eine eigene Luke in der Bugfront gelangte. Rechts befand sich das bewegliche Maschinengewehr. Im Turm waren die Plätze für den Kommandanten, den Lade- und den Richtschützen. Im T-34/85 gab es darüber hinaus noch den Funker/MG-Schützen als fünftes Besatzungsmitglied, der rechts neben dem Fahrer seinen Platz hatte.
In den ersten Serien befand sich

In der Gedenkstätte Karlshorst erinnert dieser T-34/85 an die historische Befreiungstat der Roten Armee.



In einem T-34/76B führte Generalleutnant Polubojarow die Panzertruppen bei der Militärparade am 7. November 1945 über den Roten Platz.



eine durchgehende Luke im Turm, später gab es zwei kleinere getrennte Luken. Die ab 1941 gebauten T-34-Serien hatten eine stärkere Panzerung, und ab 1942 gab es gegossene Laufrollen. In allen Versionen wurde der wassergekühlte 4-Takt-Diesel W-2-34 mit vier Vorwärtsgängen und einem Rückwärtsgang eingebaut. (International war sogar noch nach dem zweiten Weltkrieg der Ottomotor üblich). Die großen Laufrollen waren einzeln aufgehängt, die Ketten mit 500 mm sehr breit; ihre Auflage betrug 3710 mm und die Spurweite 2450 mm. Verschossen wurden Granatpatronen, die an den verschiedensten Stellen in der Wanne – beim T-34/85 auch im Turmheck – verstaut waren. Im Verlauf der Serienfertigung ist natürlich nicht nur die Kanone modernisiert worden, sondern auch die Beobachtungs- und Zielvorrichtungen. Will man das Urteil der Fachwelt über den T-34 auf eine Kurzform bringen, so muß sie lauten: Ein schnelles, kampfstarkes Gefechtsfahrzeug mit einer sehr gelungenen Form.

Zu Beginn: ein Rad-Ketten-Panzerprojekt

Eigentlich sollte der noch heute weltweit bekannte und gerühmte T-34 ganz anders aussehen. Entstanden ist er in einer Lokomotivfabrik. Die Erklärung dafür: Die 1897 gegründete Lokomotivfabrik in Charkow (ChPS „Komintern", später auch Fabrik Nr. 183) sammelte 1923 alle im Bür- doch noch ein weiteres Projekt ausgearbeitet – einen reinen Kettenpanzer. Ihnen erschien für die Zukunft die Variante ohne die komplizierte Übertragung des Motor-Drehmomentes auf die Laufrollen günstiger. Da sich beim reinen Kettenlaufwerk Masse einsparen ließ, konnte man die Panzerung auf 30 mm verstärken und das Kanonenkaliber von 45 auf 76,2 mm vergrößern. Dieses Projekt erhielt die Bezeichnung A-30, die später in T-32 umgeändert wurde. Der Rat der Volkskommissare, die damalige sowjetische Regierung, entschied, beide Panzer im Prototyp zu bauen und nach umfangreichen Erprobungen festzulegen, welcher Pan-

	A-20	T-32	T-34/76A	T-34/76B	T-34/76C	T-34/85
Baujahr	1937	1938	1939	1941	1943	1943
Gefechtsmasse (t)	18	19	26,3	28	30–30,9	32
Besatzung	4	4	4	4	4	5
Bewaffnung	1×45 mm 2×7,62 mm	1×76,2 mm 2×7,62 mm	1×76,2 mm 3×7,62 mm	1×76,2 mm 3×7,62 mm	1×76,2 mm 2×7,62 mm	1×85 mm 2×7,62 mm
Panzerung	10–20 mm	10–32 mm	15–45 mm	15–60 mm	15–75 mm	20–75 mm
Motor	12-Zylinder-Diesel W-2	12-Zylinder-Dieselmotor (V-Form) W-2-34				
Leistung	360 kW	375 kW bei 1800 U/min				
Kraftstoffvorrat			540 l	540 l	830–850 l	840 l
Länge (mit Kanone)	5700 mm		5920 mm	5920 mm	6070 mm	6070 mm
Breite	2700 mm		3000 mm	3000 mm	2950 mm	2950 mm
Höhe	2400 mm		2400 mm	2400 mm	2650 mm	2720 mm
Bodenfreiheit	400 mm		400 mm	400 mm	400 mm	400 mm
Fahrbereich (Straße)			400 km	400 km	400 km	300 km
Höchstgeschwindigkeit	65 km/h	65 km/h	53 km/h	53 km/h	53 km/h	50 km/h
Steigfähigkeit			35 Grad	35 Grad	35 Grad	35 Grad
Überschreitfähigkeit			2,50 m	2,50 m	2,50 m	2,50 m
Kletterfähigkeit			0,90 m	0,90 m	0,90 m	0,73 m
Watfähigkeit			1,12 m	1,12 m	1,12 m	1,30 m
spez. Bodendruck	0,61 kp/cm²	0,59 kp/cm²	0,64 kp/cm²	0,66 kp/cm²	0,72 kp/cm²	0,85 kp/cm²

Zum Schutz vor Panzerfäusten versahen die T-34-Besatzungen Wanne und Turm zus tzlich mit selbstgefertigten Metallgittern.



gerkrieg erbeuteten ausländischen Panzer, um sie instandzusetzen und dem nicht gerade umfangreichen Gefechtspark der Roten Armee einzugliedern. Nach einer Lizenz der Firma Hanomag hatte zudem 1924 die Produktion des Kettenschleppers „Kommunar" begonnen, so daß die Arbeiter und Techniker des Werkes dabei einige Erfahrungen im Bau von Kettenfahrzeugen sammeln konnten. Das war der Grund für die Entscheidung, hier 1927 ein Konstruktionsbüro zu bilden, das die ersten eigenen Panzer projektieren sollte. Im Betrieb selbst entstand zur gleichen Zeit eine Abteilung Panzermontage. Neben einigen anderen Panzern baute man in Charkow ab 1930/31 als Alleinhersteller die schnellen Rad-Ketten-Panzer der Reihe BT-2/-5/-7.

Es verwundert daher nicht, daß der Betrieb 1937 den Auftrag erhielt, beim Modernisieren der BT-Reihe einen neuen Typ zu schaffen, wiederum mit Rad-Ketten-Fahrwerk. Zu dieser Zeit hatte Ingenieur M. I. Koschkin – bereits im Projektieren und im Bau von gepanzerten Fahrzeugen erfahren – in diesem Werk seine Tätigkeit als Hauptkonstrukteur für Panzer aufgenommen. Sein Stellvertreter war A. Morosow, der nach dem frühen Tod von Koschkin im September 1940 dessen Arbeit am T-34 weiterführte. Zum festgelegten Termin war das als A-20 bezeichnete Rad-Ketten-Panzerprojekt fertig.

Parallel zum A-20 hatten Koschkin, Morosow und ihre Mitarbeiter jezer in die Serienproduktion geht. Im Juli 1939 waren der A-20 und der T-32 fertig. Beide verfügten über den neuen Panzerdieselmotor W-2 und erwiesen sich als gelungene Konstruktionen, weshalb noch keine Entscheidung für den Serienbau des einen oder anderen Typs getroffen wurde. Nun lagen zu jener Zeit bereits Erfahrungen aus den Kämpfen im Konflikt mit Finnland vor, so daß eine starke Panzerung als sehr wichtig im Kampfwagenbau galt. Koschkin und Morosow überlegten also, in welcher Weise sich die Panzerung verstärken ließ. Tatsächlich gelang es ihnen, die Bugpanzerung des T-32 auf 45 mm und die seitliche auf 40 mm zu erhöhen, ohne das Fahrzeug oder einzelne Baugruppen verändern zu müssen. Beim A-20 war das nicht so ohne weiteres möglich.

Deshalb wurde am 19. Dezember 1939 festgelegt, den neuen Panzerprototyp T-32 als T-34 in die Serienfertigung zu nehmen, 1940 die ersten 220 Panzer dieses Typs auszuliefern und für 1941 die Produktion auf 3600 T-34 zu erweitern. Nach Überarbeitung des Projektes liefen die ersten dieser Panzer im September 1940 vom Band; zuvor hatten zwei Erprobungsmuster vom Februar bis März einen Härtetest besonderer Art bei Schnee, Regen und verschlammten Wegen auf der rund 1000 Kilometer langen Strecke Charkow–Moskau absolviert. Schon dort erwiesen sich die Vorteile der breiten Ketten, des starken Dieselmotors, des großen Fahrbereichs und der hohen Manövrierfähigkeit.

Da der T-34 gegenüber den bis dahin produzierten sowjetischen Panzern bedeutend komplizierter war und weitaus mehr Zulieferbetriebe benötigt wurden, lief die Produktion nur sehr zögernd an. Bis Jahresende konnten insgesamt nur 110 T-34 ausgeliefert werden, bei denen es überdies viele technische Mängel und daraufhin Reklamationen gab. Zeitweilig war sogar die Entwicklung eines anderen Panzertyps im Gespräch, und von einigen Fachleuten wurde das Projekt T-34M als vollständige Rekonstruktion des ursprünglichen T-34 vorgeschlagen. Dies hätte jedoch eine Unterbrechung der Panzerproduktion von rund zwei Jahren bedeutet; so wurde entschieden, die Mängel zu beseitigen und den T-34 weiter zu bauen. Einen wesentlichen Schritt auf dem Weg zum Erfolg stellte der Einbau der leistungsfähigeren Panzerkanone F-34 ab Februar 1941 anstelle der L-1-Versionen dar. Eine weitere Neuerung war der in zwei Elementen gegossene und danach verschweißte Turm, der an die Stelle des weitaus aufwendiger zu produzierenden Turms aus gewalzten und kaltgepreßten Platten mit seiner komplizierten Form trat. Der neue Panzerturm war mit 52 mm sogar noch stärker gepanzert als der frühere. Ab Anfang 1941 produzierte auch das Stalingrader Traktorenwerk den T-34. Dieses Werk sowie die Lokomotivfabrik Charkow lieferten bis Ende 1941 zusammen 1100 T-34 an die Rote Armee aus.

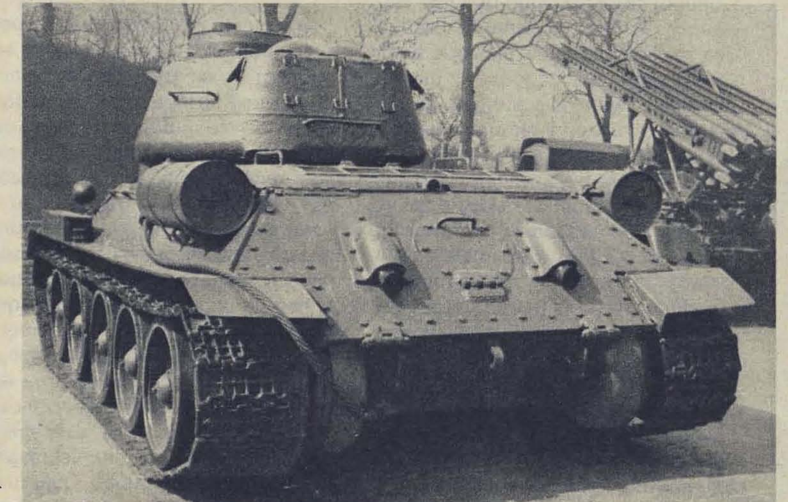
Nach dem faschistischen Überfall auf die Sowjetunion mußte die T-34-Produktion verlagert werden. Das Werkkollektiv und die Bevölkerung von Tscheljabinsk arbeiteten rund um die Uhr und vollbrachten beim Einrichten der neuen Produktionsstätten wahre Heldentaten, die denen der Kämpfer an der Front nicht nachstanden. Sie brachten das Wunder zustande, bereits nach 34 Tagen am neuen Standort Tscheljabinsk die Produktion der T-34 anlaufen zu lassen. Die Front benötigte dringend diesen schnellen, beweglichen Panzer, dem die Konstrukteure rechtzeitig die „Kinderkrankheiten" hatten abgewöhnen können: Die Granaten seiner 76,2-mm-Kanone durchschlugen aus maximaler Feuerentfernung die 50-mm-Panzerwände der damals stärksten deutschen Panzer P III und P IV. Deren Kanonen jedoch sowie die gegnerische Pak konnten mit ihren Kalibern von 37 mm und 45 mm wenig gegen den T-34 ausrichten. Als sich mit dem Auftauchen der stärkeren Panzer P V „Panther" und P VI „Tiger" die Bedingungen änderten, reagierte die sowjetische Verteidigungsindustrie, indem sie dem Panzer eine 85-mm-Kanone im größeren Turm gab.

T-34 gehörte zur Erstausstattung der NVA

Insgesamt sind sowjetischen Quellen zufolge bis zum Kriegsende rund 40000 T-34 aller Modifikationen gebaut worden, etwa 11000 davon als T-34/85. Noch nach dem Großen Vaterländischen Krieg wurde der verbesserte T-34/85 weiter produziert,

Ab Anfang 1941 arbeitete diese Montagelinie für den T-34 in der Stalingrader Traktorenfabrik.





T-34/85 in der Gedenkstätte auf den Seelower Höhen

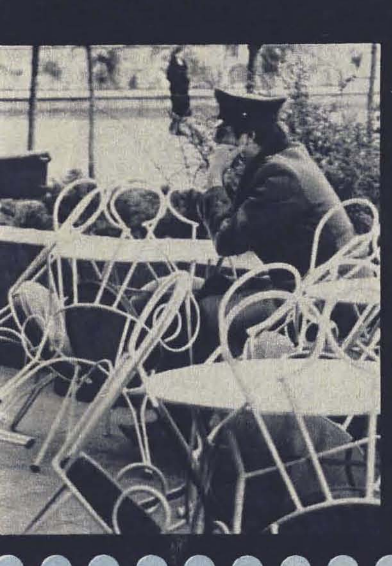
Ingenieur M. Koschkin

so in Polen zwischen 1951 und 1956 als T-34/85 M1 und M2 mit neuem Anlaßgerät, anderen Optiken sowie weiteren kleineren Veränderungen.
In allen sozialistischen Armeen – so auch in der NVA – gehörten die T-34 und T-34/85 für mehrere Jahre zur Erstausstattung. Für die Panzerkonstrukteure vieler Länder war er das Vorbild für eine gelungene Synthese von Panzerung, Formgebung, Manövrierfähigkeit und Feuerkraft.
Kein Wunder also, daß er wiederholt als Vorlage für Neukonstruktionen diente. Heute sind T-34 und auf dem T-34-Fahrgestell aufgebaute SFL vielfach in Museen zu finden, in der DDR beispielsweise im Armeemuseum der DDR in Dresden und im sowjetischen Museum des Sieges in Berlin-Karlshorst. Zwischen Moskau und Berlin sind aber auch auf ehemaligen Kampfstätten des zweiten Weltkrieges viele T-34 mit dem roten Stern am Turm als Denkmale des historischen Sieges der sowjetischen Streitkräfte über den Faschismus zu finden. In unserer Republik erinnern beispielsweise in Kienitz an der Oder, in Seelow, Eberswalde, in Neubrandenburg und in Grimma T-34 an die legendären Kampfpanzer, mit denen die Sowjetsoldaten den faschistischen Raubtieren das Fürchten lehrten und unserem Volk den Frieden brachten.

Text: Oberstleutnant
Wilfried Kopenhagen
Bild: Archiv, Autor

Schnittdarstellung eines T-34/85

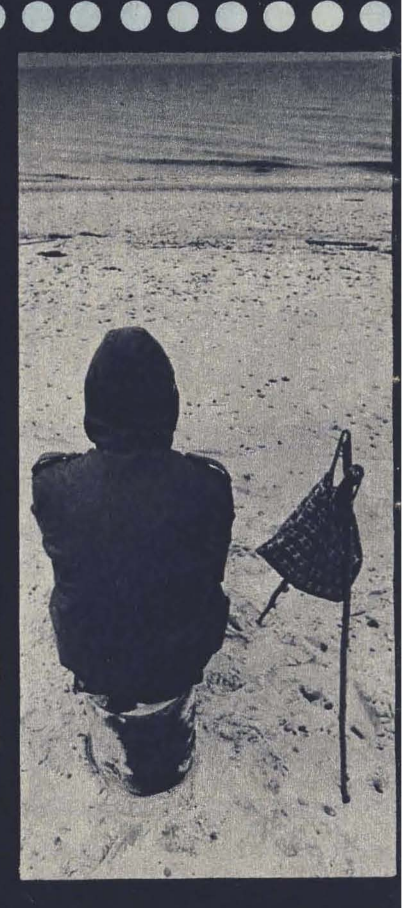
Sie werden


















Fotos: AR/Uhlenhut (2); MBD/Fröbus (1); W. Rothe (1); G. Gueffroy (1); H. Brandt (1); ADN/ZB (3); S. Steinach (1); G. Rinnhofer (2); Archiv (1)

placiert!

Soldatenwege im »Schlafenden Land«



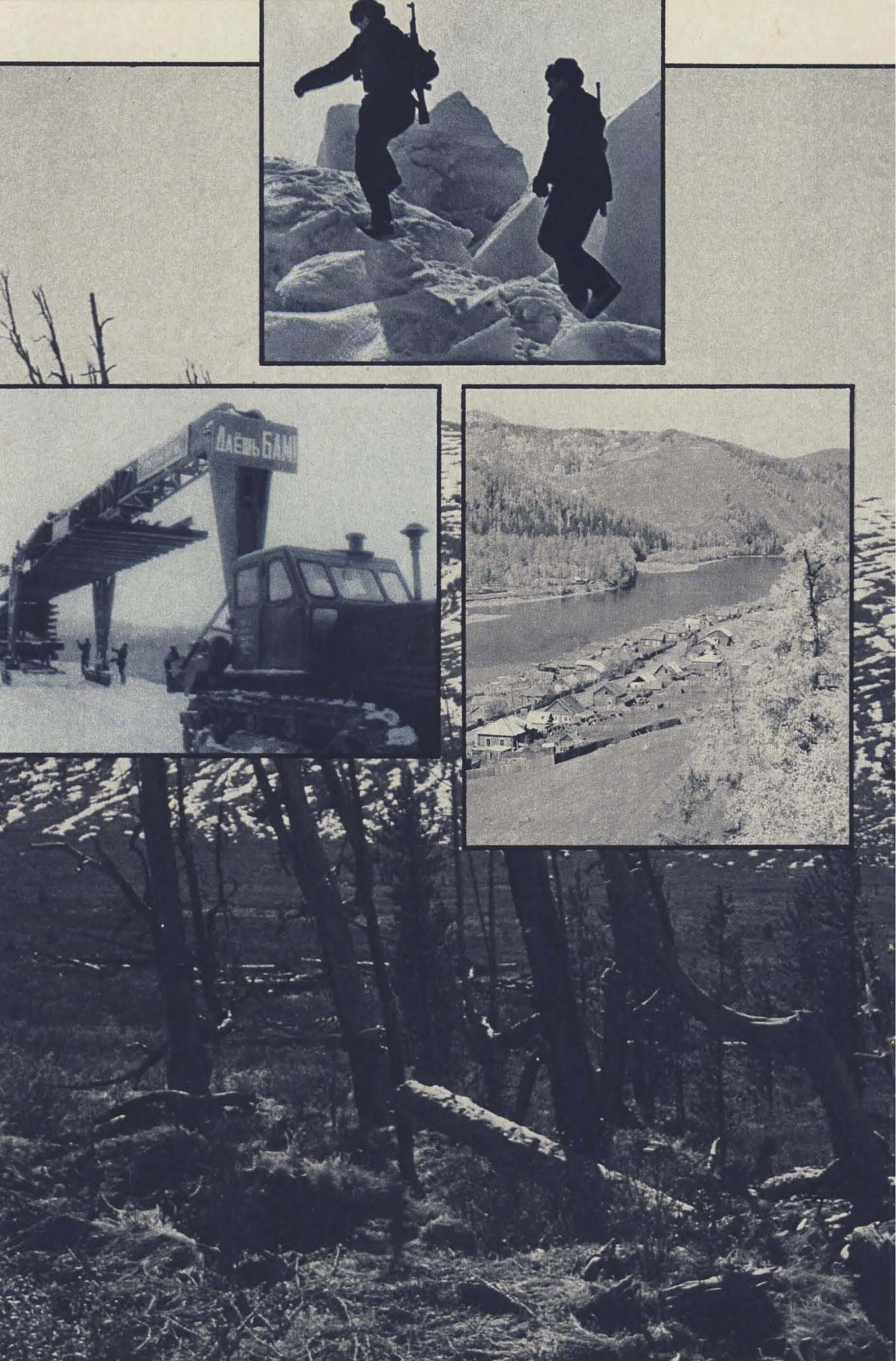
Sib ir – schlafendes Land. So nannten die Tataren jene unendlichen Weiten hinter dem „Steinernen Tor", dem Uralgebirge. Das Wort blieb erhalten. Über Jahrhunderte galt Sibirien als „Ende der Welt", knüpften sich an seinen Namen Vorstellungen von bitterster Kälte, von ewiger Nacht, von unüberwindlichen Sümpfen und undurchdringbaren Urwäldern, von Weg- und Pfadlosigkeit, von Hunger und Armut. Das Leben der sibirischen Völker war hart. Die Eingeborenen galten den zaristischen Herrschern als Menschen niederer Art, gerade gut genug, um als Sklaven riesige Mengen an Pelzen abzuliefern.

Mit der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution schlug auch für die Nenzen, Ewenken, Chanten, Mansen, Burjaten, Jakuten, Tschuktschen und Karjaken, nur die größten Völkerschaften wollen wir hier nennen, die Stunde der Befreiung. Um aber den Subkontinent wirtschaftlich zu erschließen und den Menschen die moderne Zivilisation bringen zu können, bedurfte es geeigneter Verbindungswege. Im Dezember 1920 wurde unter Lenins Leitung im GOELRO-Plan der Ausbau der sibirischen Eisenbahnstrecken festgelegt, deren Kernstück die Verbindung zwischen Baikalsee und Amur sein sollte – die Baikal-Amur-Magistrale, die BAM. Das Land wurde geologisch erkundet. Weit über tausend Kilometer Schienenstrang entstanden in den dreißiger Jahren.

Doch danach, im Großen Vaterländischen Krieg, mußte die Sowjetunion einen Kampf auf Leben und Tod gegen die faschistischen Aggressoren führen: „Alles für die Front – alles für den Sieg!" Eisenbahnpioniere demontierten die Anlagen der BAM, bauten damit Stichbahnen bei Moskau, Sta-





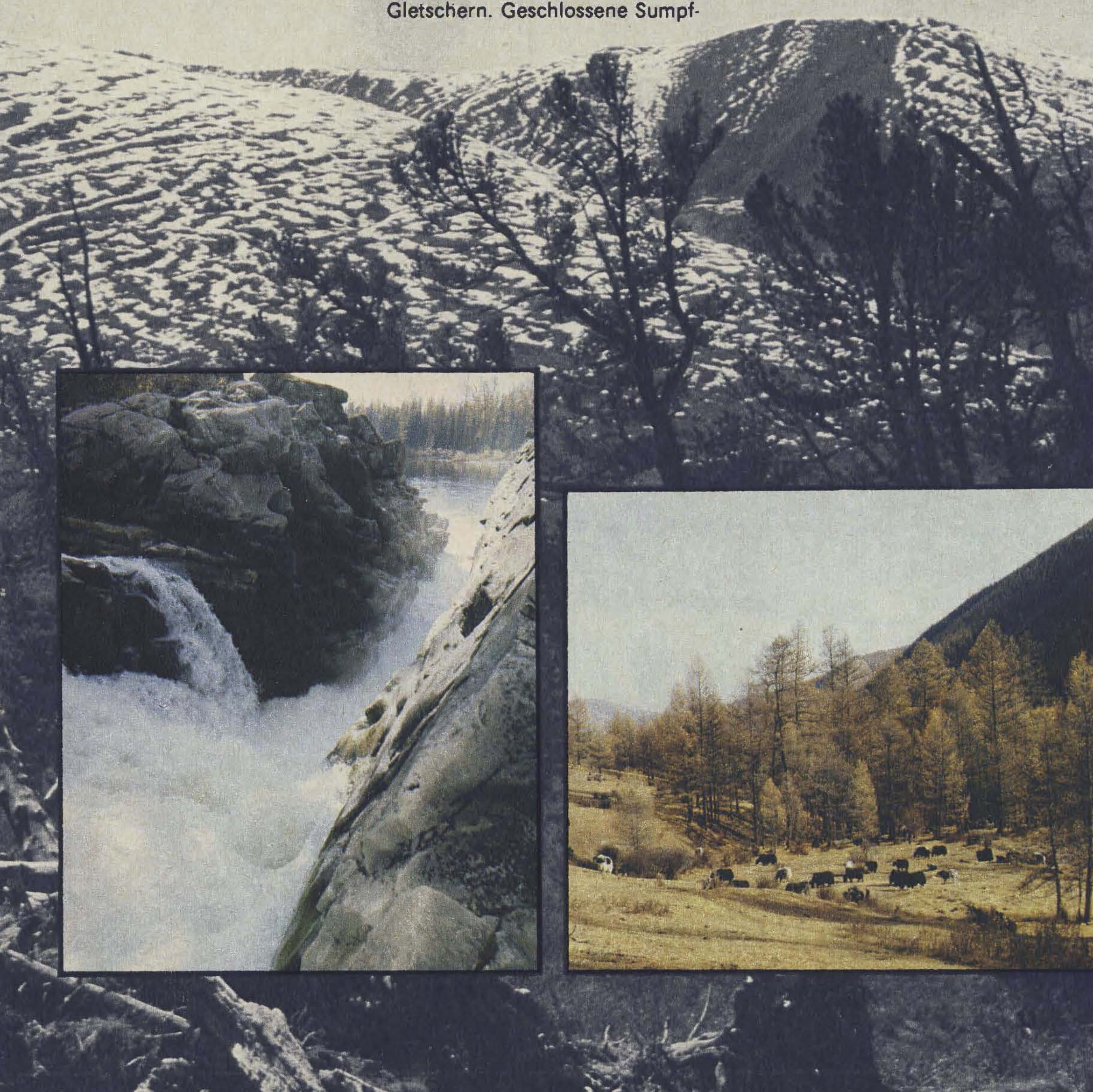

ДАЕШЬ БАМ

lingrad und Kursk, halfen auf ihre Art, die Wende des Krieges zu erzwingen und schließlich den Feind zu vernichten. Jahrzehntelang erinnerte nur eine Bahnstation der Transsibirischen Eisenbahn, der Transsib, an den großen Plan. Von hier aus sollte eine Nebenstrecke zu der neuen Magistrale führen. Der Name des Ortes und der Station ist bis heute geblieben – BAM. 1974 jedoch kamen erneut Soldaten ins „Schlafende Land".

Am 8. Juni 1974 faßten das ZK der KPdSU und der Ministerrat der UdSSR den Sonderbeschluß „Über den Bau der Baikal-Amur-Magistrale".

Fast 1200 Kilometer Schienenverbindung waren noch aus den 30er Jahren verblieben. Der Rest, der zu bewältigen war, bestand aus rund 3600 Kilometern. Immerhin würde diese Strecke von Moskau durch Rußland, Belorußland, durch die Volksrepublik Polen und die DDR, durch die BRD und Frankreich bis nach Spanien reichen. Es ist gut, sich sibirische Dimensionen dann und wann zum besseren Verständnis ins Europäische zu übersetzen. In keinem anderen Land der Erde wurden bisher Bahnlinien oder Straßen dieser Größenordnung geschaffen in einem Gebiet mit Dauerfrostboden, mit reißenden Strömen und furchteinflößenden Gletschern. Geschlossene Sumpfgebiete waren in einer Länge zu überwinden, die von Erfurt bis nach Neubrandenburg reichen würden. Ständig mußten die Erbauer der BAM mit Erdbeben, mit Schneeverwehungen und Lawinen rechnen. Da waren neuartige Technologien gefragt. Aber auch Heldentaten, nur vergleichbar mit den Leistungen der Generation eines Pawel Kortschagin.

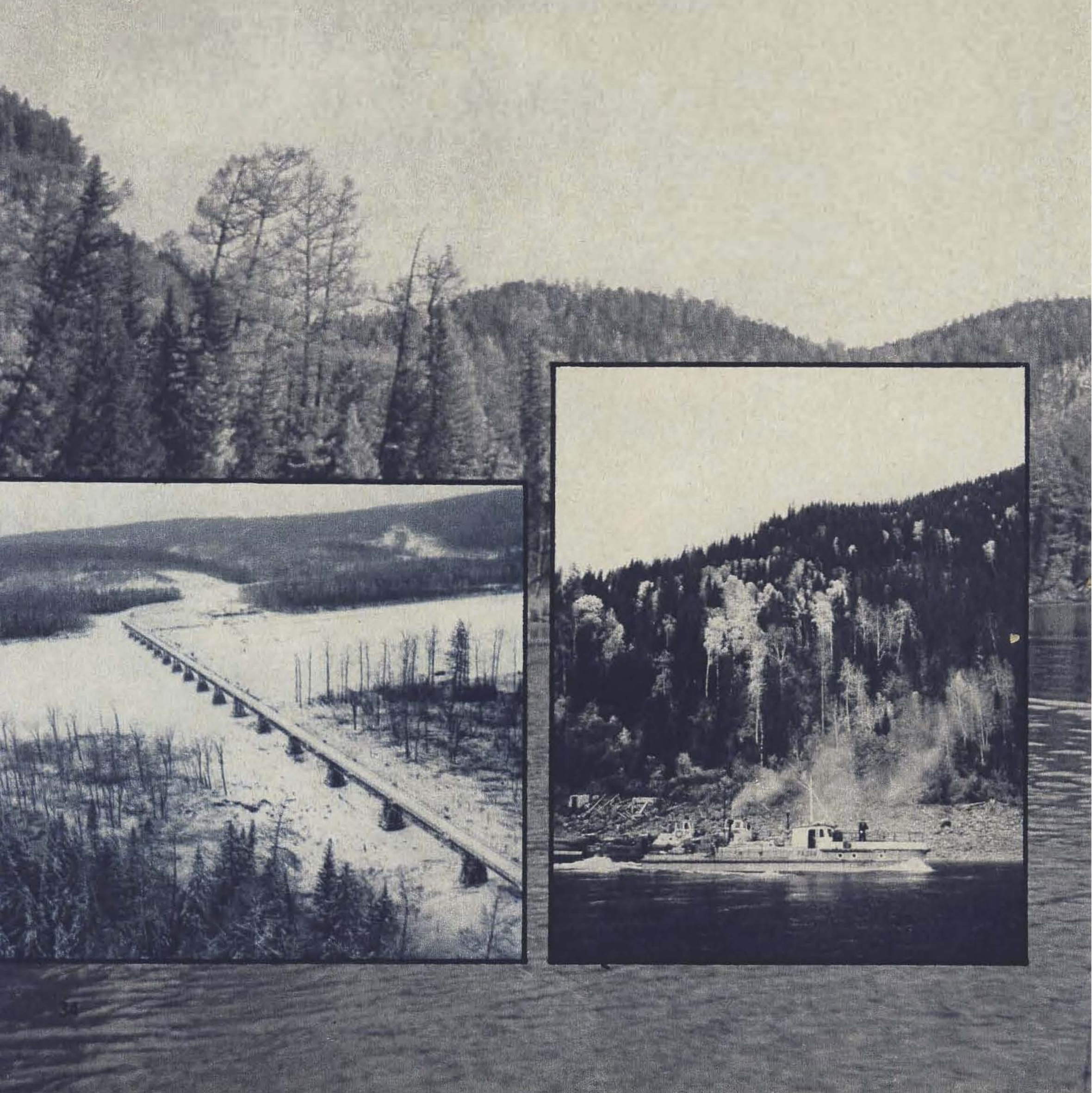
Hunderttausende, vor allem Jugendliche, meldeten sich, um freiwillig auf dem größten Bauplatz unseres Jahrhunderts zu arbeiten. Alle Berufsgruppen waren dabei vertreten. Der Elan der Ju-

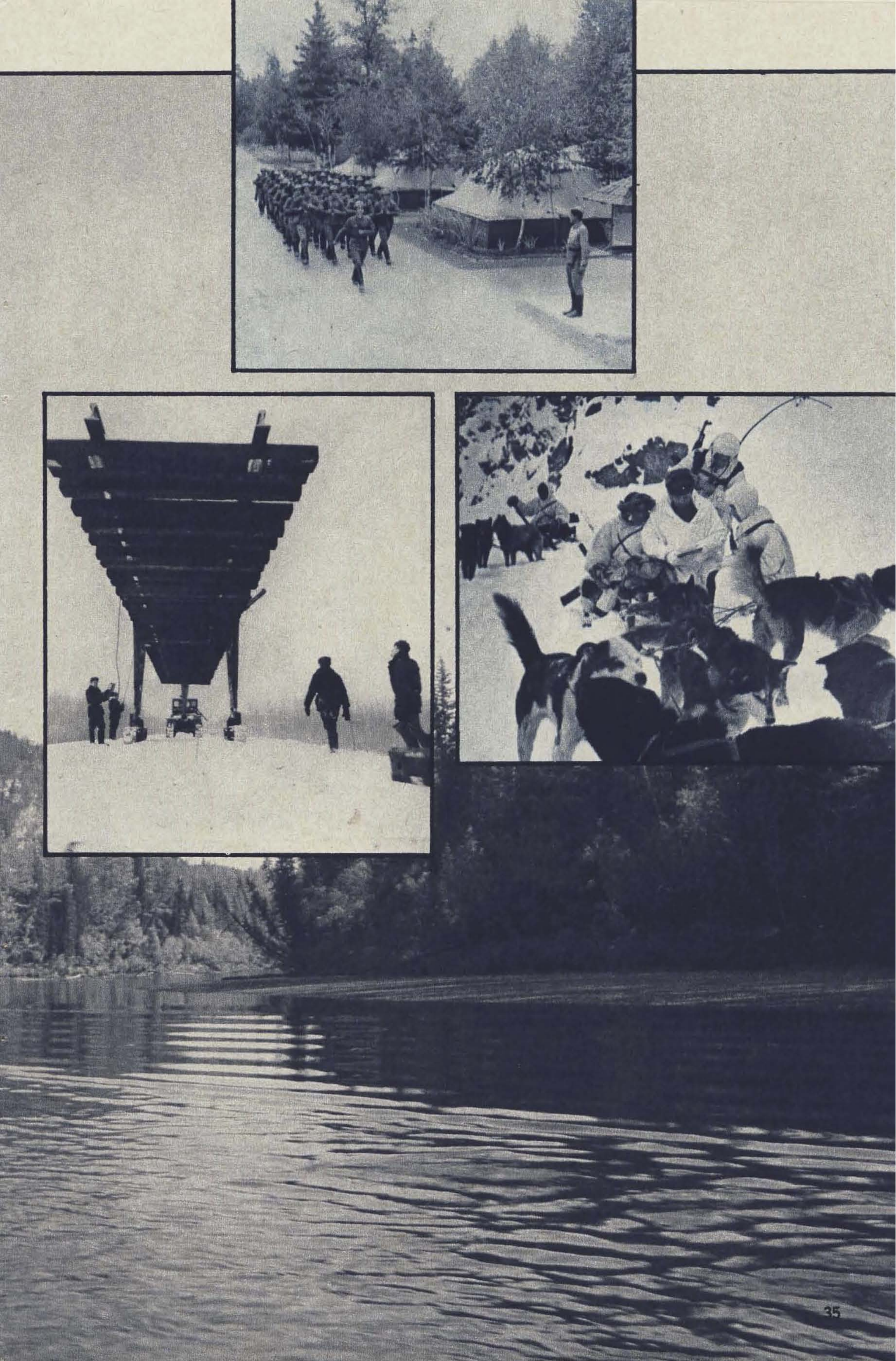


gend triumphierte über die Widrigkeiten. Die schwierigsten Streckenabschnitte jedoch, sowohl im Osten als auch im Westen, übernahmen die Eisenbahnbaupioniere der Sowjetarmee. So die Durchtunnelung der sibirischen Hochgebirge. Nur wenige Tunnel in der Welt haben eine Länge von 15 Kilometern wie jener im Baikal. Hunderte von Brükken wurden gebaut. Die über den Amur mißt 1500 Meter, die über den ständig Treibeis führenden Seja 1180 Meter. Bei solchen Schwierigkeiten wird niemanden die Bausumme verwundern: 3 Rubel pro Millimeter! Großartiges hat die Jugend des Sowjetlandes in zehn Jahren an der BAM geleistet. Auch die Soldaten brauchen ihr Licht nicht hinter den Scheffel zu stellen. 1470 Kilometer Bahnstrecke haben sie verlegt. Unsere Fotos zeigen beileibe nicht die extremsten Bedingungen während dieser Arbeit. Wenn Tynda, anfangs ein Zeltdorf der kühnen Soldatenpioniere, sich heute zu einer Großstadt entwickelt hat und von vielen Berichterstattern bereits als Hauptstadt der BAM bezeichnet wird, so ist das nur einer der Erfolge jener ungezählten Helden in Uniform. Das Gebiet, das sie durch ihre Aufbauarbeit erschlossen haben, würde fünfzehnmal die DDR umfassen. Städte sind dort entstanden und Industriegiganten, die die Bodenschätze zum Nutzen aller verarbeiten. Schon in wenigen Jahrzehnten oder Jahren gar werden die Kinder fragen: Unwegsames Land, ist das nicht ein Märchen aus uralten Zeiten?

Doch, daß der „Landozean" Sibirien vom jahrhundertelangen Schlaf befreit wurde, das ist nicht zuletzt auch den Soldaten der Friedensfront – von der Lena bis zum Amur – zu danken.

Text: Major Volker Schubert
Bild: Detlef Steinberg (8), Leonid Jakutin (5), Roman Swjagelski (2)





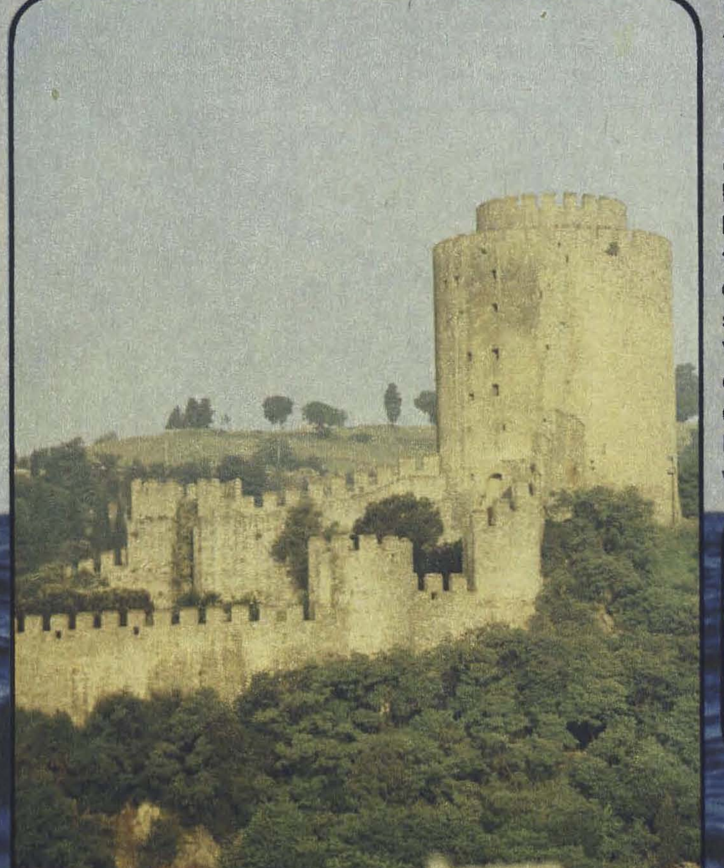
Offiziersschüler Andreas Hanke schrieb der AR über seine Große Fahrt mit der „Wilhelm Pieck".

Zwischen Sund und Bosporus





„Alle Leinen durch und fest!" Das letzte Kommando ist verklungen. Schnell und sicher führen die Matrosen auf Back und Schanz die notwendigen Handlungen aus: Unser Schiff liegt fest. Die Gangway wird ausgebracht. Die Große Fahrt 1984 ist zu Ende gegangen.

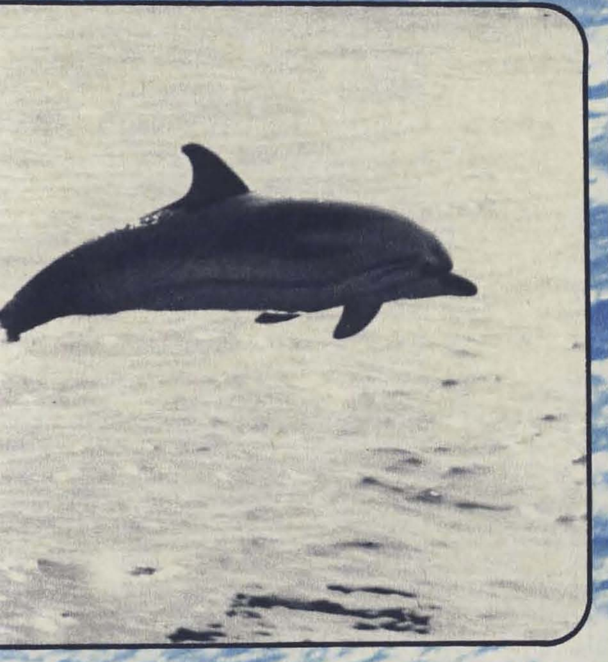


10 188 Seemeilen liegen hinter uns, als unser kleiner Verband, bestehend aus dem Motorschulschiff der Volksmarine „Wilhelm Pieck" und dem Hochseeversorger „Kühlung", die Leinen im Heimathafen festmacht. Im Großtopp wehen noch die Flaggen der UdSSR, der Sozialistischen Libyschen Arabischen Volksjamahiriya und der Griechischen Republik; Stationen unserer Reise.
Erinnerungen werden wach ...

Vorbei an alten türkischen Festungen beiderseits des Bosporus gelangten unsere Schiffe nach Sewastopol. Am dortigen Ehrenmal für die Opfer der faschistischen Unterdrückung stehen sowjetische Junge Pioniere Ehrenposten.

Große Freude bei uns Offiziersschülern des 3. Studienjahres der Offiziershochschule „Karl Liebknecht", als der Befehl bekanntgegeben wird: Die Große Fahrt 1984 ist in entfernte Seegebiete des Mittelmeeres und des Schwarzen Meeres durchzuführen, dabei sind die Hafenstädte Tripolis, Sewastopol und Piräus zu besuchen.
Mit Feuereifer gehen wir an die Vorbereitungen. Die theoretischen Kenntnisse, mit denen uns die Hochschule reichlich ausgestattet hat, werden aufgefrischt, die Reiseroute wird studiert. Viele Genossen wälzen Karten und Bücher, um sich mit Land und Leuten vertraut zu machen. Sonnenöl wird literweise eingekauft, Freundschaftsgeschenke werden eingepackt und, und, und ...
Endlich ist es soweit. Durch die Nordsee und den Englischen Kanal laufen wir in den Atlantik. Schnell haben wir uns an den Rhythmus des Seewachdienstes gewöhnt. Die Ausbildung läuft auf Hochtouren, die Stimmung an Bord ist prächtig. Es kommt zu ersten Begegnungen mit Kriegsschiffen und Flugzeugen der NATO. Argwöhnisch umkreisen sie uns. Unsere rote Dienstflagge mit den schwarz-rot-goldenen Streifen, Hammer und Zirkel im Ährenkranz, ist ihnen ein Dorn im Auge. Doch unbeirrt ziehen unsere Schiffe ihre Bahn. Wir passieren die Straße von Gibraltar. Vor uns das Mittelmeer mit strahlend blauem Himmel. Es wird langsam Zeit, zum Sonnenöl zu greifen.
Wir nehmen Kurs auf Tripolis. Zum erstenmal legt ein Schiff der Volksmarine in einem afrikanischen Hafen an. Besuche des alten und neuen Tripolis gehören ebenso zu unserem Programm wie Ausflüge zu archäologischen Ausgrabungsstätten und sportliche Vergleiche. Gäste an Bord sind auch Mitarbeiter unserer Botschaft mit ihren Familienangehörigen.
Doch bald schon heißt es wieder „Leinen los!". Erneut durchpflügt unser Schiff die Wellen des Mittelmeeres. Kurs Sewastopol. Unsere Erwartungen sind hoch, ist doch die „Wilhelm Pieck" in der Hauptbasis der sowjetischen Schwarzmeerflotte schon eine gute Bekannte. Bald liegt die Heldenstadt voraus. Malerisch direkt an der Südküste der Krim gelegen, bietet die Stadt mit ihren hellen Neubauten und dem vielen Grün einen reizvollen Anblick.
Wir laufen ein, und dann übertrifft die Wirklichkeit all unsere Erwartungen: Raketenkreuzer und große UAW-Schiffe der Schwarzmeerflotte im festlichen Flaggenschmuck. Die Besatzungen sind an Oberdeck angetreten. Ein Militärorchester spielt. Die Leinen fliegen an Land; wir sind zu Hause.
Die Freunde haben ein umfangreiches Programm vorbereitet. Im Schnellbootstempo geht es von einer Sehenswürdigkeit zur anderen. Obwohl die Stadt 1983 erst ihr 200jähriges Jubiläum beging, kann sie auf eine bewegte Geschichte zurückblicken. Davon sprechen auch die über 1300 Denkmäler. Schweres hatte der Ort im Großen Vaterländischen Krieg durchgemacht. Mit militärischem Zeremoniell am Eh-

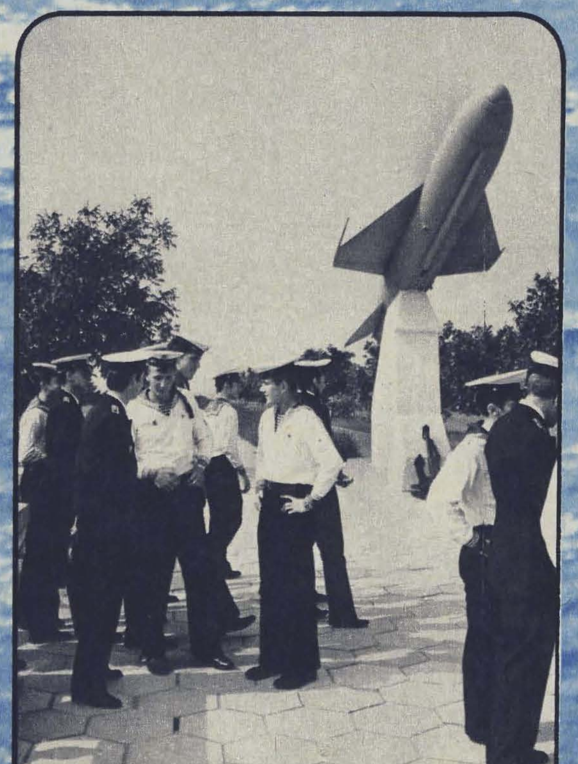
Während die Offiziersschüler sich auf die Navigationsausbildung vorbereiteten – so beim Messen von Horizontal- und Vertikalwinkeln mit dem Sextanten – hatten die Delphine des Schwarzen Meeres ihre Freude daran, unsere beiden Schiffe auf lange Strecken zu begleiten und auch große Sprünge zu wagen.





renmal auf dem Sapunberg ehren wir die gefallenen Helden der 240tägigen Verteidigung der Stadt gegen die faschistischen Horden.
Im Museum der Schwarzmeerflotte erhalten wir einen Überblick über den ruhmreichen Kampfweg dieser Flotte, zu deren Bestand heute auch solche modernen Schiffe wie die UAW-Schiffe „Moskwa", „Leningrad" und „Kiew" gehören. Auch im Schwarzen Meer und im Mittelmeer liegt der Frieden in starken und sicheren Händen. Natürlich bleibt auch Zeit, sich ganz persönlich mit der Stadt und ihren Bewohnern vertraut zu machen. Die Menschen sind einfach großartig. Der Name unserer Garnisionstadt Stralsund, der 750jährigen am Strelasund, hat einen guten Klang hier unten, denn viele Schiffe des Sewastopoler Fischereikombinates, des größten Betriebes der Stadt, sind auf unserer Volkswerft gebaut, und viele der Fischer waren selbst schon in Stralsund. So können wir uns vor Einladungen kaum retten. Buchstäblich jeder ist bemüht, uns den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen – die freundlichen Kwaß-Verkäuferinnen an ihren Kiosken ebenso wie die hübschen Komsomolzinnen hinter den Ladentischen, die Busfahrer genauso wie unsere sympathischen Stadtführerinnen.
Ein begeisterndes Freundschaftstreffen vereint uns mit den Genossen der Nachimow-Seeoffiziershochschule. Ein internationales Kulturprogramm reißt alle mit. Nachmittags sind wir dann auf unserer „Wilhelm Pieck" die Gastgeber. Sprachschwierigkeiten gibt es kaum. Allabendliche Höhepunkte sind die Diskotheken im Matrosenklub und im Haus der Offiziere. Dem südlichen Temperament der Sewastopolerinnen kann sich keiner entziehen. Fünf Tage – aber sie vergehen wie im Fluge. Etwas wehmütig nehmen wir Abschied von dieser schönen, hellen Stadt. Wir haben viele neue Freunde gefunden, und so mancher Brief wird künftig auf die große Reise gehen.
Delphine verabschieden uns aus dem Schwarzen Meer. Wir laufen durch den Bosporus, fahren mitten durch Istanbul. Ein Märchen aus 1001 Nacht. Die Paläste und Moscheen im Goldenen Horn bieten einen reizvollen Gegensatz zur supermodernen Stahl-Beton-Konstruktion der Europabrücke, die in einer Höhe von 64 Metern Europa und Asien miteinander verbindet. Die vielen großen und kleinen Fähren verlangen der Schiffsführung volle Konzentration ab. Zwei Tage später fällt der Anker auf der Reede vor Piräus. Das Panorama von Piräus und Athen, gekrönt von dem Akropolishügel, umgibt uns in den Strahlen der untergehenden Sonne. Einlaufen in Piräus. Wieder ein Novum: Die „Wilhelm Pieck" ist das erste Schiff, welches die Nationale Volksarmee der DDR in einem NATO-Staat vertritt. Ein bißchen sind wir also auch Diplomaten in Uniform. Glänzende Fassaden empfangen uns. Piräus und das mit ihm völlig verwachsene Athen, nur 30 Busminuten entfernt, sind Touristenzentren. Babylonisches Stimmengewirr auf der Akropolis. Einigen BRD-Bür-

Verschiedene Begegnungen mit Offiziersschülern der Offiziershochschule der sowjetischen Seekriegsflotte „R. S. Nachimow" – entweder an Bord der „Wilhelm Pieck" oder in der Schule – füllten einige Seiten des umfangreichen Programms in Sewastopol.





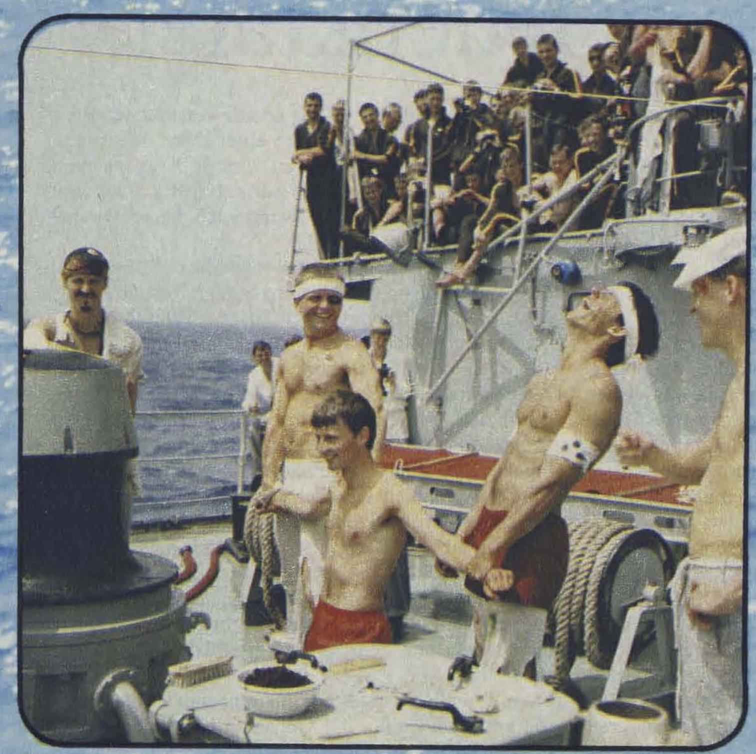
gern ist völliges Unverständnis über unsere Anwesenheit aus dem Gesicht abzulesen.
Ausflüge führen uns auch zum Kanal von Korinth und zum Poseidon-Tempel in Sounion. Zwei Tage steht unser Schiff zur Besichtigung offen. Unter den Gästen auch Mitglieder der Kommunistischen Partei und des Jugendverbandes sowie Mitglieder der Freundschaftsgesellschaft Griechenland–DDR. Viele Fragen über unsere Republik und ihre Politik sind zu beantworten. Wir spüren: Die DDR ist ein angesehener Staat in der internationalen Öffentlichkeit.
Am fünften Tag geht's auf Heimatkurs.
Überall an Bord wird angestrengt gearbeitet. Die Abschlußprüfungen im Fach Navigationsverfahren stehen bevor, und auch im Artillerieabschnitt und beim Morsen wird um hohe Leistungen gekämpft. Bei den Balearen steigt





Harte Ausbildung unter Hochseebedingungen – hier beim Gurten der Munition zur Vorbereitung der Schießaufgaben – wechselten mit erlebnisreichen Besuchen an Land. Blick auf Tripolis, im Vordergrund Schiffe der libyschen Kriegsmarine.

traditionsgemäß Neptun an Bord. Der Kommandant übergibt das Kommando, und schon sind die Häscher am Werke. Wir Staubgeborenen müssen die aufwendige Prozedur der Taufe über uns ergehen lassen. Die Jungs aus der Kombüse haben sich alle Mühe gegeben, um ein „ansprechendes" Taufmenü auf die Back zu bringen.
Weiter geht unsere Fahrt in Richtung Heimat. Die Prüfungen sind in vollem Gange, und so manch einer wird vom Prüfungsfieber gepackt. Aber es verläuft alles normal, und überwiegend gute und sehr gute Leistungen stehen zu Buche. Die Biskaya schüttelt uns zwar ein bißchen durch, aber längst sind uns „Seebeine" gewachsen, so daß an Bord der nor-



gewehrstand. Erhitzte Gemüter beim Tauziehen auf dem Bootsdeck, aber der Oberbootsmann ist ein reeller Schiedsrichter. Urkunden, Torten aus der Bordbäkkerei und Souvenirs sind verdienter Lohn für die Besten.
Im Kattegat begleiten wir einen britischen Flugzeugträger, der in die Ostsee einläuft. Endlich Warnemünde voraus. Die Seesäcke sind gepackt, die vielen verknipsten Filme verstaut. Hoffentlich sind alle Dias was geworden.
Zu Hause. Acht harte, aber erlebnisreiche Wochen liegen hinter uns. Der Befehl des Chefs der Volksmarine ist in Ehren erfüllt. Wir, FDJ-Mitglieder in Uniform, Offiziere von morgen, sind bereit zur Erfüllung neuer Aufgaben an Land und auf den Meeren, damit der Frieden erhalten bleibt.

Bild: Fregattenkapitän Schäfer (5), Korvettenkapitän Seemann (5), Oberstleutnant Gebauer (1)

Auf der Rückfahrt im Mittelmeer kam Neptun an Bord und sorgte für ein feucht-fröhliches Fest. Tage zuvor besuchten unsere Offiziersschüler einen diesem Gott des Meeres – im Griechischen Poseidon genannt – geweihten Tempel an der Südspitze der griechischen Halbinsel Attika.



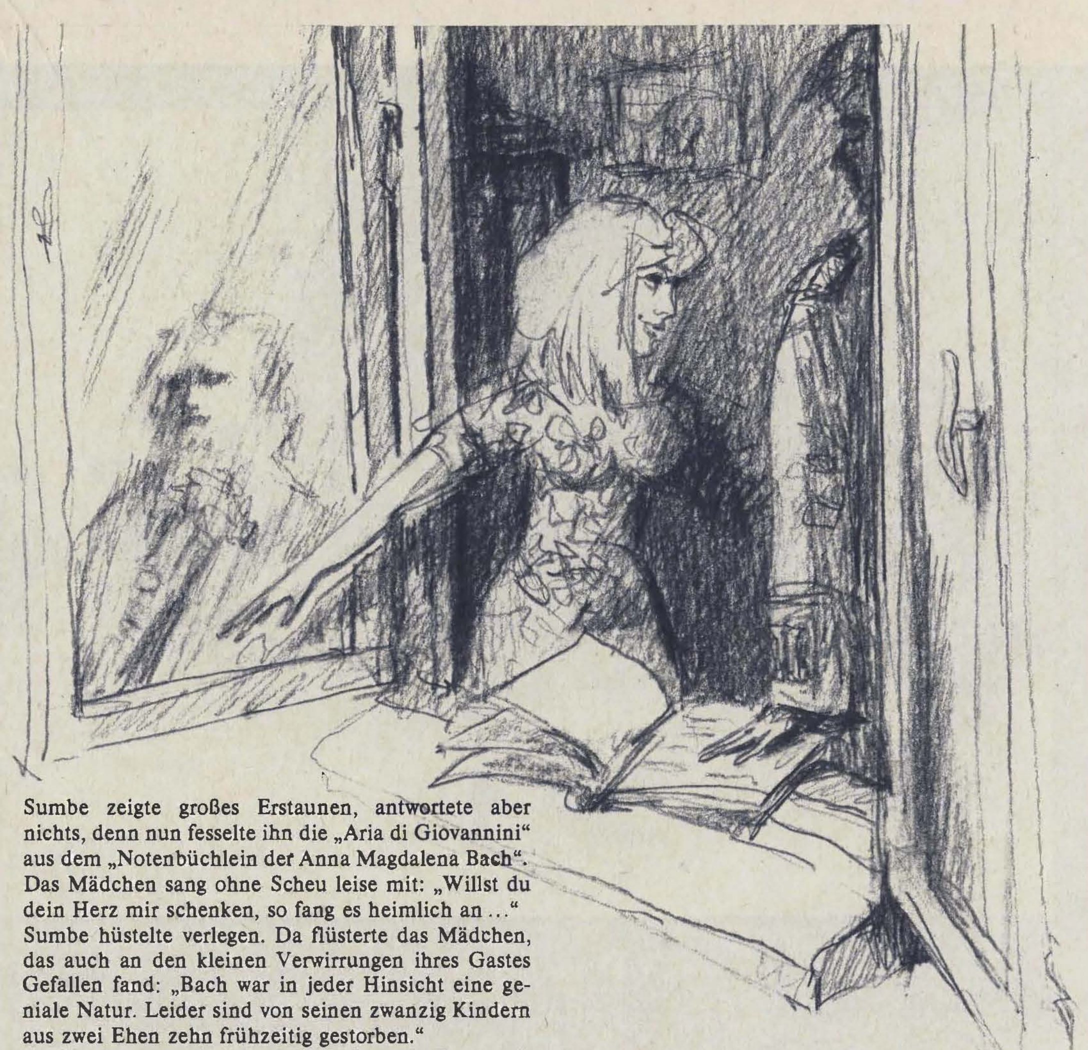
male Betrieb weitergeht. Die Stimmung gleichbleibend gut. Das ist nicht zuletzt ein Verdienst des Bäckers, der allnächtlich frische Brötchen bäckt, und der Genossen aus der Kombüse, die hervorragend für unser leibliches Wohl sorgen.
Im Kanal steigt unser großes Sportfest. Ja, Sport ist selbst in der Enge an Bord möglich. An der Reling angeschraubt: ein Barren für die Beugestütze, auf dem Bootsdeck Hanteln zum Gewichtsstoßen, eine Reckstange zwischen den Schornsteinen, die Hindernisbahn ist sowieso vorhanden. In den Messen wird Schach gespielt, ein zünftiges Skatturnier ist ebenfalls im Gange. Auf der Schanz ein Luft-

Die neue Gedenktafel

Im Sommer 1984 war der Leipziger Thomaskirchhof, dessen Grundfläche zwischen dem Alten und Neuen BACHDENKMAL sinnigerweise einem b nicht ganz unähnlich ist, Gegenstand einer wichtigen Rekonstruktionsmaßnahme im Rahmen der Vorbereitungen auf den 300. Geburtstag von JOHANN SEBASTIAN BACH am 21. März 1985.
Schlanke Gerüste, Sand- und Steinhaufen, Zementsäcke, massive Steinmetztische, gelbe Mischer und bunte Farbkübel wanderten hinter rot-weißen Absperrgittern von der Central-Apotheke über den „Lindwurm" zum Bose-Haus und von da aus weiter bis zu der schwungvollen Straßenecke, wo sich früher die Thomaspforte mit der schmalen Holzbrücke über den Stadtgraben befand, die der flüchtende Kaiser Napoleon am 19. Oktober 1813 nicht mehr benutzen konnte, weil sie bereits gesprengt worden war.
Dieses b hatte der Soldat Sumbe, der sich gern in die romantischen Winkel des Leipziger Stadtkerns verschlagen ließ, an einem Sommersonntag für sich entdeckt und der Historie seine Reverenz erwiesen: der Gedenktafel für Johann Sebastian Bach und der für den Minnesänger Heinrich von Morungen, dem Grabmal des Ritters Hermann von Harras, dem Gemälde der französischen Chasseurs (Feldjäger) im unteren Teil des Turms der Thomaskirche, dem Haus des einst stadtbekannten Gold- und Silberwarenfabrikanten Georg Heinrich Bose und selbstverständlich den beiden Bachdenkmalen und der Bachgruft. Davon begeistert, setzte er viel daran, um drei Tage danach wieder Ausgang zu bekommen, denn an jedem Sommermittwoch um 19.30 Uhr, findet zu Füßen des über sechs Meter hohen Neuen Bachdenkmals, das 1908 der Leipziger Bildhauer Karl Seffner im Auftrag des Rates der Stadt und des Bachvereins schuf, ein „Freiluftkonzert" statt.
Da Sumbe einen guten Platz auf den Stühlen vor dem Denkmal einnehmen wollte, war er wie einige andere überpünktlich und stieß mit seinen weltoffenen Augen sofort auf einen kohlebraunen Bauschuttanhänger, den man mit fast luftleeren Reifen ohne Überlegung genau vor die Gedenktafel

> An dieser Stelle stand bis zum Jahre 1902
> die alte Thomasschule.
> In ihr wohnte und wirkte J. S. Bach
> von 1723–1750

geschoben hatte.
„Eine Kulturschande ist das!" sagte Sumbe laut und bat ein paar Männer, ihm beim Wegschieben des überladenen Abfallvehikels behilflich zu sein. Doch das bewegte sich aus unerklärlichen Gründen nicht von der Stelle.
Eigentlich geht dich das doch gar nichts an, dachte Sumbe, ärgerte sich aber sogleich derart über diese Gleichgültigkeitseinstellung seines Verstandes, daß er sich auf dem b-Gelände nach einer Plane oder einem anderen Abdeckungsmaterial umsah. Was er fand, verhüllte die Kulturschande nur notdürftig und außerdem so lose, daß ein Zufallswind auch diesen Versuch zunichte machte.
Inzwischen waren alle Plätze, sogar die auf den Stufen des Seiteneingangs zur Thomaskirche, besetzt. Junge Japaner legten schnell noch frische Sommerblumen am Denkmal nieder. Die Mitwirkenden des Konzerts am Bachdenkmal, elegante Damen und Herren der Musici, stellten sich zur Verbreitung vieler Kunstgenüsse auf. Ein Maler mit einem hageren Ludwig-Richter-Gesicht benutzte ein Notenheft als Skizzenblock. Ein temperamentvoller Sprecher erzählte, während plötzlich knallige Abendsonnenstrahlen auf die andachtsvolle Szene fielen, „interessante lexikalische Tupfer über Bach, der, ganz im Gegensatz zu seinem Altersgenossen Georg Friedrich Händel, niemals aus Mittel- oder Norddeutschland herausgekommen ist, von dem aber ein Glanz ausging, der dem Glanz der Messen und dem Ruhm der Universität ebenbürtig war."
Dann ertönte – es war ein anstrengendes Musizieren, die erhitzten Saiten der Geigen spielten dabei ihren Herren unliebsame Streiche – „Dein Wachstum sei feste" aus Bachs volkstümlicher „Bauernkantate".
Auch der stehende Sumpe kochte. Beim Schweißperlenabwischen sah er zur Central-Apotheke hinüber und bemerkte an einem Fenster ein Mädchen, das ihn mit einer freundlichen Handbewegung aufforderte, doch nach oben zu kommen. Er gehorchte diesem Winken, weil er glaubte, für die Mühen mit dem Bauschuttwagen eine Belohnung verdient zu haben.
Der Fensterplatz war ein exklusiver Hochstand mit einem Dreiseitenblick, dessen Mittelpunkt von dem „DIREKTOR MUSICES UND CANTOR ZU ST. THOMAE JOHANN SEBASTIAN BACH" beherrscht wurde.
„Von da aus, wo die Dreckfuhre steht", sagte das Mädchen, das Gastfreundschaft an ihrem einmaligen Fensterbrett wohl für die natürlichste Sache auf der Welt hielt, „ging Bach aus einer ‚Componierstube', von der aus er die liebliche Auenlandschaft, aber auch die kriegerischen Ereignisse vor der Stadtmauer sehen konnte, oft in das gegenüberliegende Haus des kunstsinnigen Herrn Bose, in dem gegenwärtig ein Bach-Museum eingerichtet wird. Eigentlich müßte das Bose-Haus, der gesamte Thomaskirchhof, mit Gedenktafeln bedeckt sein, denn Goethe, Mozart, Wagner, Eisler, die Oistrachs, Louis Armstrong, Wilhelm Pieck und viele andere waren hier. So auch ..." Ihr ging die Luft aus. Dann lachte sie.
„Wissen Sie, obwohl es traurig ist, mußte ich gerade daran denken, daß der Stadtmusikus Gottfried Reiche an Luftmangel, an den Folgen der Strapazen beim Blasen der Trompetenpartie einer Kantate von Bach gestorben ist."



Sumbe zeigte großes Erstaunen, antwortete aber nichts, denn nun fesselte ihn die „Aria di Giovannini" aus dem „Notenbüchlein der Anna Magdalena Bach". Das Mädchen sang ohne Scheu leise mit: „Willst du dein Herz mir schenken, so fang es heimlich an ..."
Sumbe hüstelte verlegen. Da flüsterte das Mädchen, das auch an den kleinen Verwirrungen ihres Gastes Gefallen fand: „Bach war in jeder Hinsicht eine geniale Natur. Leider sind von seinen zwanzig Kindern aus zwei Ehen zehn frühzeitig gestorben."
Da Sumbe nun wirklich nicht wußte, ob dieses geistige Angebot vielleicht noch ein anderes enthielt, fragte er, wobei er seine nervösen Hände hinter dem Rücken versteckte, das Mädchen schnell, woher sie das alles wisse.
Die Antwort kam wie aus der Pistole: „Erstens wurde ich hier geboren. Zweitens verfolge ich seit mehreren Jahren die Mittwochskonzerte. Und drittens habe ich, mein Zimmer soll wie einst Bachs Wohnung ein ‚lebhafter Taubenschlag' sein, schon mit vielen kunstverständigen jungen Leuten aus diesem Fenster gesehen."
Sumbe blickte ungläubig. Das Mädchen ging, vom Bachdenkmal her erklang die Arie „Ei, wie schmeckt der Coffee süsse" aus der singspielähnlichen „Kaffeekantate" von Bach, in den Schatten des Zimmers und kam mit einem Gästebuch zurück, das sie auf das Fensterbrett legte.
Sumbe blätterte und erkannte die absolute Wahrheit der dritten Behauptung. Auffallend war, daß auf den zuletzt beschriebenen Seiten viele Namen mit einem Komma dahinter standen: Jürgen Streich, Soldat. Sascha Miener, Feldwebel. Peter Zwandragg, Leutnant ...

In den Schlußbeifall, der nun zu hören war, rief das Mädchen: „Sie müssen mir auch was reinschreiben!"
Er nickte, tat aber nur so, was sie komischerweise überhaupt nicht bemerkte, denn er hatte plötzlich eine ritterliche, vielleicht sogar geniale Minnesängeridee.
Er verabschiedete sich und verließ das Haus, um nach vielen schriftlichen Entwürfen im urgemütlichen „Bachstübel" an der Haustür des Mädchens eine NEUE GEDENKTAFEL anzubringen, die aus der weißen Hochglanzrückseite einer Weinkarte bestand und folgende Inschrift trug:

> „Hier wohnt und wirkt ein schönes,
> kluges und gastfreundliches Mädchen,
> das nicht nur Johann Sebastian Bach
> von Herzen zugetan ist.
> Ein dankbarer Soldat der NVA."

Unteroffizier d. R. Kurt-Rudolf Böttger
Illustration: F.-N. Beyer



Die Mühsal des Stillstehens

Nur einen Augenblick wollen wir in die Geschichte abschweifen. Am 21. Juli 1798 motivierte Napoleon seine Truppen, die sich am Fuße der Pyramiden in einer mißlichen Lage befanden, mit den Worten: „Soldaten, vierzig Jahrhunderte sehen auf uns hernieder!" Die Franzosen waren Eindringlinge in einem fremden Land.

Vit Svoboda und Melan Břecina haben keinen besonderen Ansporn zur Erfüllung der ihnen gestellten Aufgaben nötig, versehen sie doch den Dienst direkt an dem Staatssymbol unseres sozialistischen Nachbarlandes. Sie sind Hradschin-Soldaten. Nicht gerade 4000 Jahre, aber immerhin elf Jahrhunderte sind es, von denen die Prager Stadtburg kündet. Der Hradschin – das ist nicht nur der Sitz des Präsidenten der ČSSR, den Hradschin muß erlebt haben, wer einmal in Prag war. Millionen Touristen des In- und Auslandes kommen in jedem Jahr vom Kleinseitner Ring die Nerudagasse herauf, gehen an den beiden Posten vorm ersten Burghof vorbei, um die Sehenswürdigkeiten der großen Burganlage zu besichtigen. Besonders an den Wochenenden scheint der Besucherstrom kein Ende nehmen zu wollen.

Auch wir haben uns an einem solchen Tage in die Menge eingegliedert – wir, das sind der Leiter der Bildredaktion unserer tschechoslowakischen Bruderredaktion „Československý voják", Genosse Rudolf Ungr, und der Reporter der „Armee-Rundschau". Und wir haben Mühe, von den Nachfolgenden nicht weitergeschoben zu werden; unser Ziel ist weder der Veitsdom, noch die St. Georgs-Basilika, schon gar nicht das Goldene Gäßchen am Ende des Areals. Unser Besuch gilt jenen Soldaten, die hier Repräsentations- und Wachaufgaben wahrnehmen.

„Die haben ein Leben heute beim Militär", erklärt beim Passieren der beiden Ehrenposten direkt vor uns ein korpulenter Besucher, so um die Mitte Vierzig, seiner

Begleiterin. „Als ich noch die grüne Uniform anhatte, da haben sie uns quer durch die Botanik gejagt. Von wegen nur so rumstehen und sich die Sonne auf den Kopf scheinen lassen."

Die Worte übersetzt mir Rudolf Ungr. Er glaubt, den Mann entschuldigen zu müssen. „Der meint's nicht so. Der hat nur kein bissel Ahnung."

Ein wenig Ahnung möchte aber schon haben, wer etwas berichten will. Deshalb sollen uns ja auch Gefreiter Svoboda und Soldat Břecina von ihrem Dienst erzählen.

„Warum sie gerade mich zu Hause auf dem Wehrkreiskommando in Hradec Kralove für den Wachdienst ausgesucht haben, weiß ich nicht. Wenn ich früher an die Armeezeit gedacht habe, hatte ich immer nur Vorstellungen, einmal bei den mot. Schützen oder bei den Panzern zu landen." Der 21jährige Glas- und Kristallschleifer Vit Svoboda kann sich aber noch gut erinnern, daß bei der Musterung alle Jungen, die zwischen 180 und 185 Zentimeter groß waren, einem anstrengenden Sporttest unterzogen wurden. Wir erfahren von Vits Vorgesetztem, warum die physische und auch die psychische Konstitution der Soldaten der Ehrenwache so besonders wichtig ist.





Erst einmal müssen diese sämtlichen Anforderungen an einen mot. Schützen gerecht werden. Da wird ihnen nichts nachgesehen. Und dann ist es wahrlich kein Pappenstiel, zwei Stunden in Grundstellung – das heißt, ohne sich zu rühren, den Blick frei geradeaus – zu stehen. Ganz gleich, ob es regnet oder schneit, ob der Frost an den Ohren beißt oder brütende Hitze zentnerschwer auf Kopf und Schultern lastet. Ganz gleich, es heißt: zwei Stunden Posten, zwei Stunden Bereitschaft, zwei Stunden Ruhe. Und das 24 Stunden lang. Da braucht man schon Kraft und festen Willen. Wer das nicht glaubt, so der Kompaniechef, der solle es erst einmal selbst probieren. Untrainiert würde es wohl kaum einer schaffen. Deshalb legen die Ausbilder auch nach dem Grundkurs von 45 Tagen noch weiterhin großen Wert auf Marschübungen, Exerzieren mit und ohne Waffe und auf ein hartes tägliches Sportprogramm.

Die Soldaten haben demnach einiges zu leisten, bevor sie erstmals als Posten aufziehen dürfen.

„Ich hatte ganz schön Herzklopfen", setzt der Gefreite unser Gespräch fort. „Vor tausenden Leuten sollte ich die Heimat



repräsentieren. Doch dann nach den zwei Stunden, welch großartiges Gefühl – alles ist gutgegangen." Zwischendurch aber hätte er laut aufstöhnen mögen, so hätte ihm der Rücken geschmerzt.

„Na ja, man gewöhnt sich halt daran." Soldat Břecina, gerade 20 Jahre alt geworden und Abiturient aus Gutnar Hora, ist erst einmal nicht sehr gesprächig. Nach einiger Zeit aber geht er aus sich heraus. „Du weißt, du stehst hier als ein Einzelkämpfer, keiner kann dir jetzt helfen. Aber unheimlich viel Menschen sehen auf dich. Da kannst du dir nicht den kleinsten Fehler leisten. Dann hieße es nicht, na ja, der Melan ..., da hieße es gleich, nein, diese Soldaten der Tschechoslowakei ... Dann kommt der Zeitpunkt, wo du dich dran gewöhnt hast, wo dich kaum noch was erschüttert. Höchstens, wenn der Kommandeur auf Grund extremer Bedingungen die Standzeit auf eine Stunde verkürzt. Das ist dir gar nicht angenehm, da kommt dein Harmonogramm durcheinander. So nennen wir nämlich die Gewöhnung an den Dienstrhythmus."

Aber wenn nun doch einmal etwas Unvorhergesehenes eintrifft? Wenn einer plötzlich den Dienst nicht weiterversehen kann? Selbst dafür sind Vorkehrungen getroffen. An der Wand, hinter dem Rücken des Postens, ist ein kleiner Klingelknopf angebracht. Eine winzige Bewegung, keiner würde sie recht bemerken, und schon wäre der diensthabende Offizier alarmiert. Aber Vit und Melan haben so etwas noch nicht erlebt, seit sie zur Hradschin-Wache gehören. Dafür jedoch einiges andere. Kaum ein paar Wochen hatte Vit als Posten 3 am Picassi-Turm gestanden, dem Zugang zur Burg aus Richtung Pulverturm, da kam seine ganze Familie aus dem Ostböhmischen angereist, nur um Vit zu bewundern. Und die neunjährige Schwester sei furchtbar stolz auf ihn gewesen. Er habe dagestanden wie aus Eisen, ein General wäre gar nichts dagegen.

Ein bißchen zugeblinzelt hat er ihnen damals schon, gesteht Vit nunmehr ein. „Blinzeln darf man aber nicht", schaltet sich Melan wieder ins Gespräch ein. „Nicht einmal, wenn ein hübsches Mädchen vorbeigeht, da mußt du stehen wie ein Stockfisch. Das ist das einzige Unmenschliche am Dienst." Die Jungen reden sich in Eifer. Sie erzählen vom Soldaten Jarda Kovacs, auf den sich wie der Blitz aus hei-





terem Himmel ein Boxerhund stürzte. Jarda stand, ohne eine Miene zu verziehen. Direkt vor den Schuhspitzen des Soldaten kam der Hund zum Stehen, waffte nur einmal erstaunt und trollte sich seitlich davon. Jarda habe keine Zeit zur Angst gehabt. Der Schreck sei erst mit Verspätung gekommen.

Aber auch von solchen Touristen erzählen unsere Gesprächspartner, die sich vor die Soldaten hinstellen und Grimassen schneiden. „Die denken, sie könnten uns damit zum Lachen bringen. Das haben die wohl in irgendwelchen dummen Filmen gesehen. Das wollen gebildete Menschen sein! Eigentlich ist es nur traurig. Am besten, man fixiert einen festen Punkt in der Ferne an. Außerdem ist ja auch noch die Klingel da, falls ein Faxenmacher es zu toll treibt. Billig käme der dann nicht davon." Vit verrät, daß es zumeist ausländische Touristen wären, die sich so gehen ließen.

Wir stehen mit unseren tschechoslowakischen Freunden nicht weit vom Posten Nr. 1 am ersten Burghof. Durch das Matthiastor des Neuen Palais marschiert die Ablösung heran. Zwei Soldaten, vorweg ein Unteroffizier. Die metallbeschlagenen Gewehrschäfte knallen bei jedem zweiten Schritt aufs Straßenpflaster. Kein einziges Kommando. Aber alles äußerst exakt, genauestens einstudiert. Die Besucher des Hradschin bleiben stehen, sind gefangen vom militärischen Zeremoniell. Fotoapparate klicken. Für Vit und Melan ist es etwas Alltägliches.

Wir stehen mit ihnen auf der Artilleriebastion am Schwarzen Turm. Von hier hat man einen ungemein reizvollen Blick auf die „goldene" Stadt. Man kann den Stolz dieser jungen Soldaten nachempfinden: Seht, das ist die Geschichte unseres Landes; schaut an, was in den Jahren der Volksmacht geschaffen wurde. Dafür stehen wir ein, das werden wir schützen.

Die beiden Soldaten geben sich gelassen. Doch wir spüren, die Ruhe ist nur vorgespielt. Schließlich haben sie Ausgang. Den kann man bei guter Pflichterfüllung jeden dritten Tag nach Dienstschluß erhalten. Vit zieht es zu seinen „Känguruhs", zu den Fußballern von Bohemians Prag, die heute ein Heimspiel austragen. Der Grund für Melans Unruhe hört auf den Namen Jana.

Also – da wollen wir die beiden nicht aufhalten. Viel Glück und weiterhin guten Dienst!

Wir wissen, den Soldaten, die hier als Posten aufziehen, braucht man nicht zu sagen, daß Jahrhunderte und tausende von Menschen auf sie schauen.

Text: Major Volker Schubert
Bild: Rudolf Ungr (1), Oldrich Egem (5)

Walter Womacka
Immer lebe die Sonne, Lithografie, 1984

150 Originalgrafiken in der Blattgröße 42×60 cm können bei der Redaktion per Nachnahme gekauft werden. Einzelpreis 25 Mark.

„Immer lebe die Sonne" heißt nicht nur diese Grafik von Walter Womacka, es sind auch die Anfangsworte des Refrains eines gern gesungenen Kinderliedes aus der Sowjetunion. Text und Melodie bringen einfach und klar zum Ausdruck, was sich Kinder wünschen, wonach sie sich sehnen und was wichtig ist in ihrem Leben: ein klarer blauer Himmel, die fröhlich strahlende Sonne, ein blühender Garten, die Mutti und der Frieden. Es werden diejenigen besungen, die gegen Tod und Not das friedliche Leben beschützen.

Das Lied entstand 1963 und wurde zum ersten Mal während des Weltkongresses der Frauen in Moskau vorgetragen. Die Kinder, die es heute singen, haben die Mutti zu Hause, empfangen ihre Liebe und Wärme. Sie brauchen sich nicht in Luftschutzkellern zu verbergen, können nachts ruhig schlafen, und keine Bombenflugzeuge verdunkeln am Tage den Himmel. Als das Lied in der Sowjetunion entstand, litten viele Menschen noch unter den Nachwirkungen des Krieges und wünschten sich damals wie heute nichts sehnlicher, als daß solche Erlebnisse ihnen selbst, ihren Kindern und Enkeln erspart bleiben mögen. Jedoch werden solche Wünsche nicht von allein Realität, man muß etwas dafür tun, das friedliche Leben erkämpfen, schützen und bewachen.

Aus dieser Erkenntnis heraus haben sich Frauen zu allen Zeiten entschlossen, zur Waffe zu greifen und aktiv für die Befreiung oder die Erhaltung des Friedens zu kämpfen. Ihre Namen sind zum Teil unbekannt oder aber in die Geschichte eingegangen, ihre Heldentaten bleiben jedoch unvergessen. Da war die Jeanne d'Arc, die das von den Engländern belagerte Orléans befreite, oder die Schwarze Anna, die im deutschen Bauernkrieg einen Bauernhaufen führte. Raymonde Dien legte sich auf die Eisenbahnschienen, um einen französischen Waffentransport nach Algerien zu verhindern, damit nicht noch mehr junge Menschen sinnlos sterben. Unvergessen bleiben auch die Taten von Soja Kosmodemjanskaja, einer Moskauer Schülerin, die als Partisanin im Hinterland von den deutschen Faschisten ermordet wurde, oder von Tamara Bunke, die am Rio Grande im Befreiungskampf des bolivianischen Volkes fiel. Es sind ebenso die ungezählten Frauen, die in der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart auf allen Erdteilen, in Kuba, Vietnam, Angola, Moçambique oder Nikaragua an der Seite ihrer Männer für das Leben ihrer Kinder kämpften und kämpfen.

Zunehmend entschließen sich auch Frauen in unserem Land, freiwillig Wehrdienst zu leisten. Ausbildung und Dienst sind nicht leicht, sie kosten Kraft und Zeit, Lebenszeit. Oft nehmen sie mehr Entbehrungen auf sich, als manche Frau in einem anderen Beruf, aber vielleicht gehören sie auch zu den mütterlichsten, die sich selbst nicht schonen für das Leben der eigenen Kinder und das der anderen.

Walter Womacka zeichnete im Auftrag der Armeerundschau einen weiblichen Soldaten, eine Frau in Uniform mit einem kleinen Mädchen auf dem Arm. Es sollte eine kleine Referenz zum 8. März werden. Der Berliner Künstler erhielt den Auftrag, da für ihn ein solches Thema nicht neu war. Krieg und Frieden, der Schutz des Friedens spielen in seinem Schaffen von Beginn an immer wieder eine Rolle. Es gibt ungezählte Bilder mit symbolhaften Darstellungen von Blumen, Tauben und Stahlhelmen. Soldaten sind integraler Bestandteil einer Reihe von Kompositionen, die den arbeitenden Menschen im Mittelpunkt haben. Tanzende Kinder, blühende Bäume und Blumen, Familienszenen, friedvolle Landschaften und Aufbaubilder, Stilleben und Liebespaare zeichnete und malte der Künstler immer wieder, Menschen und Landschaften in vielen Ländern der Erde. Ihnen allen sind Freude am Leben, menschliche Größe und Schönheit und Zuversicht eigen. Vor mehr als 20 Jahren entstand eine ähnliche Grafik wie die abgebildete. Ein Sowjetsoldat hält ein Kind auf dem Arm und Sonnenblumen in der Hand, Sinnbild der Freundschaft, der Verantwortung und des Behütens. Nun ist es eine Frau in Uniform, die im Mittelpunkt steht, ein Thema, das von der bildenden Kunst der DDR bisher stiefmütterlich behandelt wurde. Diesem ersten Versuch werden weitere folgen; ein nächster Auftrag ist an Werner Klemke vergeben.

Text: Dr. Sabine Längert





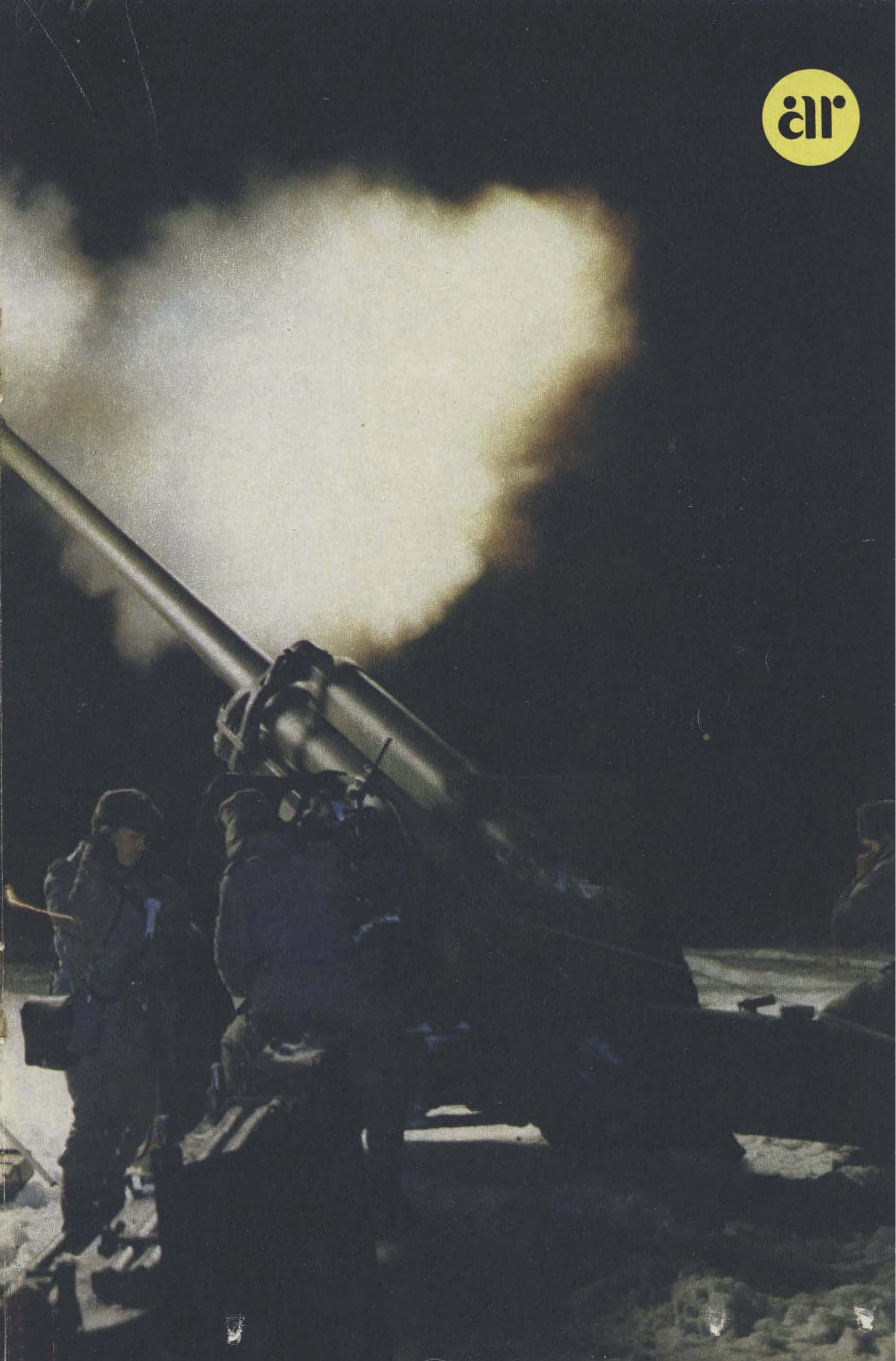

ar

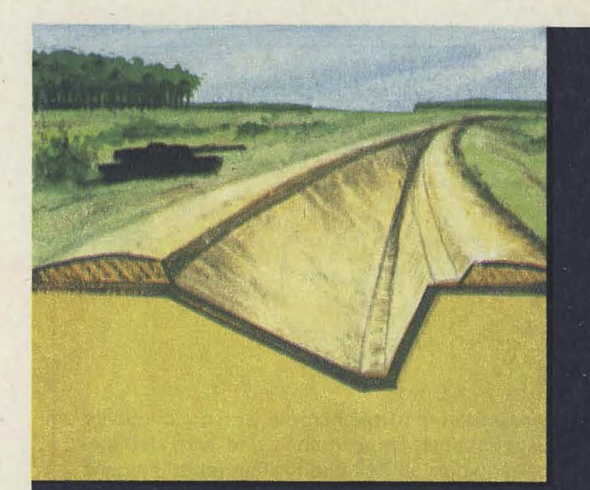


Bild: Manfred Uhlenhut

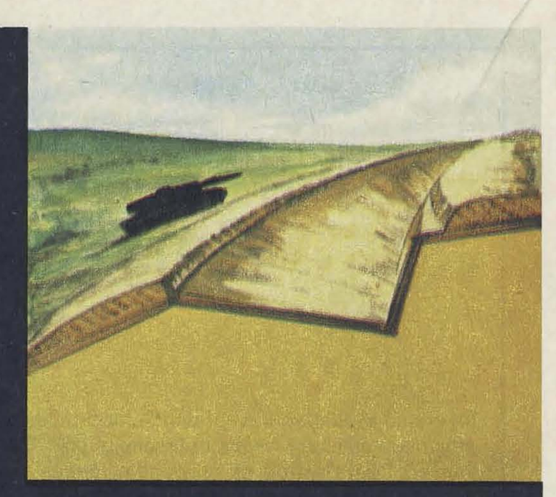
ar Waffensammlung

Panzersperren

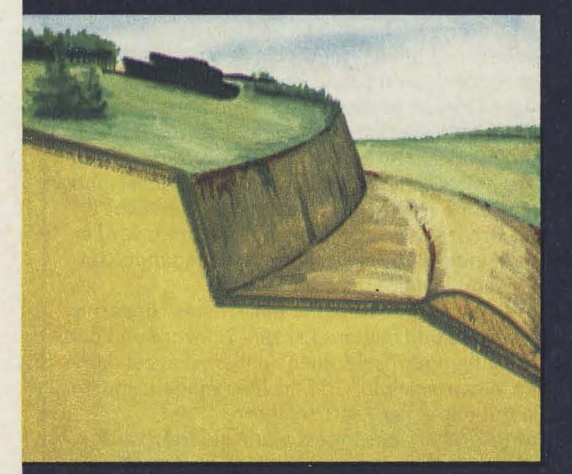
Im ersten Weltkrieg trat auf den Schlachtfeldern eine neue mächtige Waffe in Erscheinung – der Panzer. Damit wurde es notwendig, gegen sie nicht nur besondere Artilleriewaffen, sondern auch entsprechende Pionierkampfmittel zu schaffen.
Die ersten Kampfwagen konnten wegen ihrer geringen Panzerung durch die Pioniere noch mit geballten Ladungen vernichtet werden. Doch mit fortschreitendem Panzerbau reichten diese einfachen Mittel nicht mehr aus. Beim Suchen nach wirksameren Panzerbekämpfungsmitteln entstand die Minenwaffe. So wurden Panzerminen als wichtigste Sperrmittel bereits kurz nach dem ersten Weltkrieg industriell hergestellt und gehören seit jener Zeit in allen Armeen der Welt zu den strukturmäßigen Pioniersperrmitteln.
Heute wird den Minensperren zwar eine immer größere Bedeutung beigemessen, doch ist es auch möglich, durch Gräben und andere künstliche Hindernisse die Bewegung des Gegners aufzuhalten, zu verzögern oder in eine für den Verteidiger günstige Richtung zu zwingen. Wenn solche Panzersperren ohne Sprengwirkung den Minensperren auch in vielem nachstehen, haben sie doch wertvolle Eigenschaften und sogar einige Vorzüge gegenüber diesen. Sie sind meist einfach und aus gerade verfügbaren Materialien zu errichten. Und man benötigt dafür nicht unbedingt qualifizierte Fachkräfte, weshalb sie auch von der Zivilbevölkerung gebaut werden können. Der Einsatz moderner Technik kann diese Arbeiten noch beschleunigen, wodurch sich die Anwendungsmöglichkeiten der Sperren im Gefecht erweitern.
Panzersperren ohne Sprengwirkung sind Anlagen und Zerstörungen, die unter Verwendung von Metall, Holz, Draht, Erdstoff, Schnee, Eis, Steinen oder anderen Baumaterialien sowie durch Errichtung künstlicher Bauten in Form von Gräben, Barrieren, Barrikaden, Baumsperren, Erd- und Schneewällen, Drahtsperren, Höckern und Igeln angelegt werden. Panzergräben baut man in der Regel in ebenem Gelände oder an flachen Hängen mit einer Steigung bis zu 15 Grad. Sie haben Trapez- oder Dreiecksform.
Der Graben mit Dreieckprofil ist ein nicht völlig ausgehobener Trapezgraben und wird dort gezogen, wo es an Zeit und Kräften fehlt, ihn ganz auszuheben. Die Tiefe beider Gräben beträgt gewöhnlich 2 Meter, die obere Breite 5,5 bis 8,5 Meter. Die ausgehobene Erde wird auf beiden Seiten gleichmäßig so verteilt, daß sie einen Grabenrand bildet, der 20 bis 30 Zentimeter höher als der gewachsene Boden ist. Ein trapezförmiger Graben ist sowohl für leichte als auch für schwere Panzer kaum überwindbar. Ist der Graben mindestens eine halbe Panzerlänge breit und entsprechend tief, kann der Panzer ihn nicht ohne Hilfsmittel überwinden. Versucht er, den Graben mit Schwung zu überfahren, wird er mit seinem Bug in die gegenüberliegende Grabenwand stoßen und dort festsitzen.
Ein Dreiecksgraben bildet ein ernstes Hindernis für leichte und mittlere Panzer. Schwere und bei ungenügender Tiefe auch mittlere Panzer können einen solchen Graben überwinden, indem sie ihn mit voller Kraft anfahren.
Panzergräben, besonders wenn sie frisch ausgehoben wurden, kann man leicht an den charakteristischen Erdaufschüttungen und den geometrischen Formen erkennen. Damit sie weniger auffallen, werden einzelne Abschnitte getarnt. Dazu eignen sich mit Grasnarbe oder Buschwerk beworfene Drahtnetze oder quergelegte Derbstangen als horizontale Blenden sowie Zweige, Strohballen und ähnliches, die bei einer Höhe bis ein Meter etwa 10 bis 20 Meter feindwärts vor dem Graben aufgestellt werden.
An Hängen, die nicht steil genug sind, um einen Panzer aufzuhalten, legt man Steil- oder Gegensteilhänge an, um die Neigung zu vergrößern. Steilhänge werden an zum Gegner hin abfallenden Abhängen, in Schluchten, an natürlichen Böschungen und Flußufern bei Neigungen von 15 bis 45 Grad angelegt. Sie sind auf der Sohle 4,5 bis 5,5 Meter breit, die Wand ist etwa zwei Meter hoch.
Der Gegensteilhang hat das gleiche Profil wie der Steilhang, wird jedoch am zur eigenen Verteidigung hin abfallenden Hang angelegt. Er ist so berechnet, daß sich der Panzer nach dem Ab-



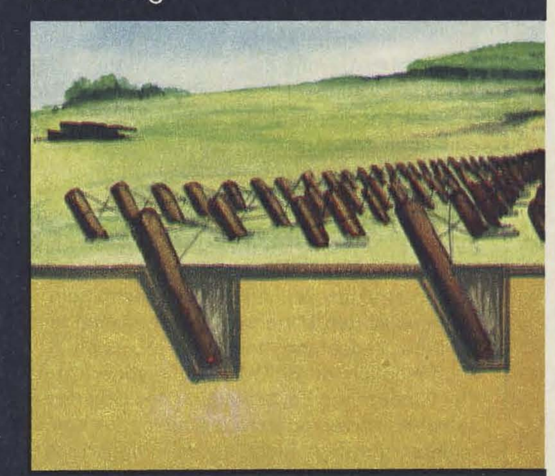
Panzergraben



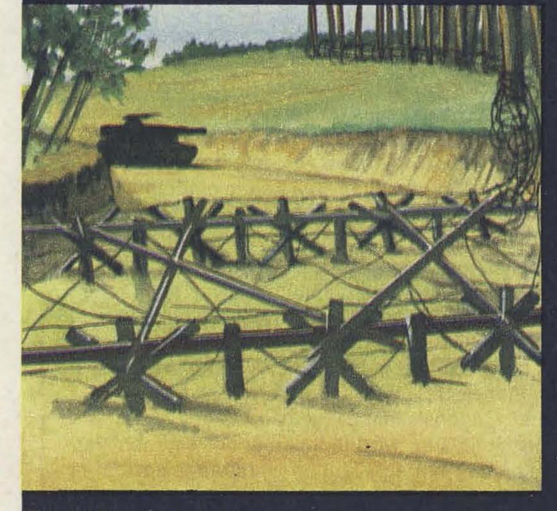
Steilhang



Gegensteilhang



Balkensperre

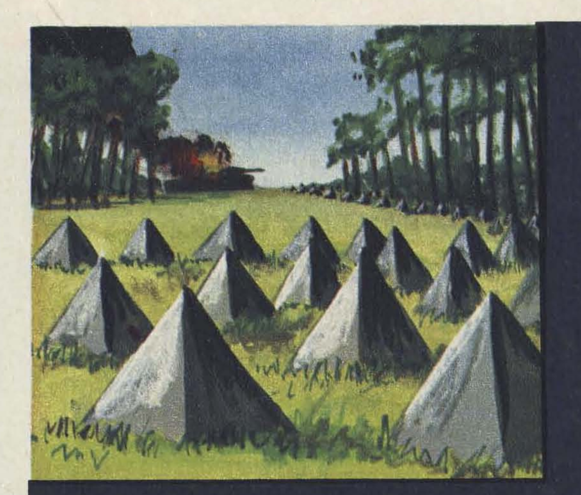


Eisenigel

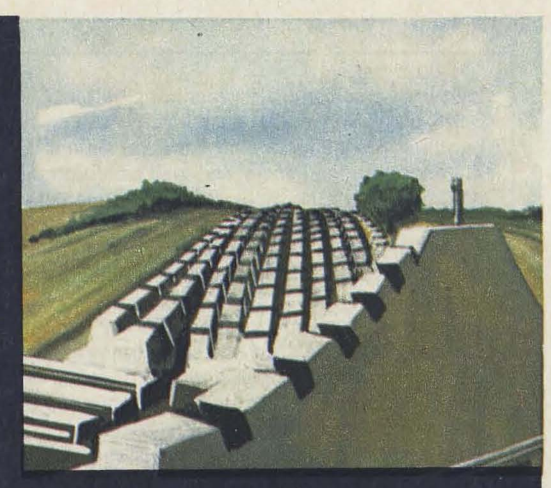


Rollsteinhöcker





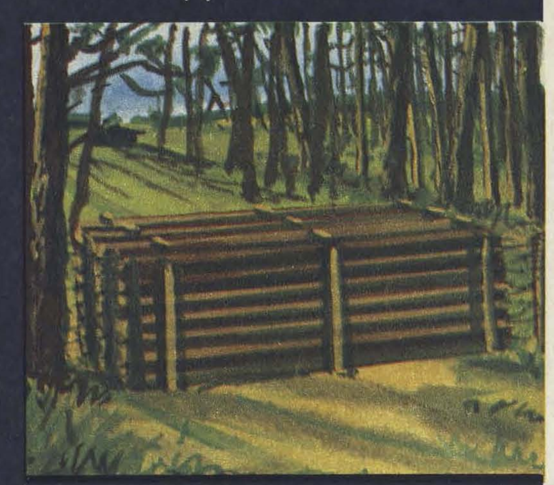
Betonhöcker



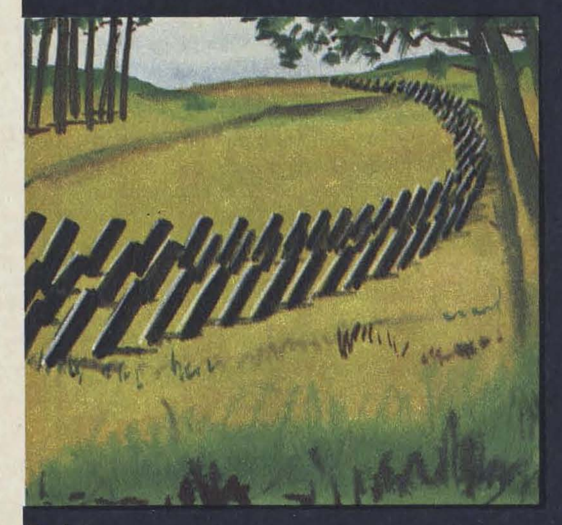
Eisenbetonpyramide



Baumsperre



Panzerbarriere



Schienensperre



Barrikade





kippen überschlägt. Die Wandhöhe beträgt hierbei 3 bis 4 Meter. Gegensteilhänge stellen gegenüber Steilhängen eine größere Gefahr für die angreifenden Panzer dar, weil sie durch ihre natürliche Tarnung nicht gut zu erkennen sind. Hinzu kommt, daß ein Panzer, der daran abgestürzt ist, sich nicht herausarbeiten und zurückfahren kann, wie das bei einem Steilhang möglich ist.
Erdsperren, die in sandigem Boden errichtet werden, haben Wände, die mit Brettern, Stangen oder Reisig befestigt sind. Zur Tarnung und Befestigung verstärkt man die Böschungen zuweilen mit Grasnarben.
Höckersperren dienen zum Schließen von Gassen in Sperren, zum Sperren von Straßen und Wegen sowie zum Verstärken von anderen Hindernissen. Sie bestehen aus Pfählen, die in Richtung auf die zu erwartenden Panzer schräg eingegraben sind. Diese werden bis zwei Meter tief schachbrettartig in mehreren Reihen eingegraben. Die Abstände zwischen den Pfählen einer Reihe betragen 1,5 bis 2 Meter und von Reihe zu Reihe 2,5 bis 3 Meter. Es werden 30 bis 40 Zentimeter starke Holzpfähle, Schienen, Doppel-T-Träger, große Feldsteine und Eisenbetonbalken verwendet. Die Sperren ragen etwa 1,2 Meter aus dem Erdboden heraus. Die Räume zwischen den Pfählen oder Steinen können noch zusätzlich mit Stacheldraht gesperrt werden.
In waldbestandenem Gelände sind Baumsperren weit verbreitet und werden schon seit langem angewandt. Sie werden an Waldrändern errichtet, längs und quer zu Waldwegen und Lichtungen. In 1 bis 1,5 Metern über der Erde werden die Bäume abgesägt oder umgeschlagen und mit den Wipfeln in Richtung des zu erwartenden Panzerangriffs gestürzt. Dabei sollen die meisten Bäume einen Mindestdurchmesser von 25 Zentimeter haben. Beim Stürzen läßt man die Stämme nicht parallel zueinander fallen, sondern über Kreuz, damit das Wegschleppen und somit die Beseitigung des Hindernisses möglichst erschwert werden. Dazu trennt man die Stämme auch nicht vollständig vom Stumpf, sondern befestigt sie sogar noch mit Bauklammern, Bandeisen oder Draht. In bergigem Gelände sind Baumsperren auf der Talsohle günstiger als am Hang. Ihre Tiefe soll mindestens 30 Meter betragen.
Auf Chausseen und Straßen ohne feste Decke und in Ortschaften kann man als Sperren auch Panzerwände, Barrieren und Barrikaden vorfinden.
Barrieren werden aus Metall- oder Stahlbetonbalken – möglich sind auch mindestens 20 Zentimeter starke Baumstämme – gebaut, die zu einer Wand aufeinandergeschichtet und von beiden Seiten durch in die Erde gegrabene Pfähle gehalten werden. Die Holzbalken sind untereinander durch Bauklammern verbunden. Barrieren können aus einer, zwei oder drei Reihen bestehen und sperren die gesamte Breite der Straße, des Weges oder der Schneise.
Bei der Verteidigung von Ortschaften werden oft Barrikaden verwendet, die in Straßen und zwischen Gebäuden errichtet werden. Damit die eigenen Truppen aber selbst die nötige Bewegungsfreiheit haben, läßt man Durchfahrten frei, die mit transportablen Sperren schnell geschlossen werden können.
Diesem Zweck dienen ebenfalls die Igel. Dafür werden drei zwei oder drei Meter lange Eisenbahnschienen oder Metallträger senkrecht zueinander verschweißt. Sie werden nicht eingegraben, sondern bleiben auf der Erde liegen. Man stellt Igel in mindestens zwei Reihen auf. Zur besseren Standfestigkeit kann man die Stahligel untereinander mit Balken verbinden oder mit Trägern verschweißen. Zusätzlich ist es auch möglich, die Sperre mit Stacheldraht zu verstärken.
All diese Sperren können mit Panzer- und Infanterieminen verstärkt sein. Die Minen sind in den Räumen zwischen den Pfählen, Barrikaden und Igeln, in den Grabenwällen der Panzergräben, Steil- und Gegensteilhängen verlegt. Minen mit Zugzünder werden so eingesetzt, daß sie detonieren, wenn einzelne Elemente der Sperren geräumt werden sollen.
Der Gegner wird stets bemüht sein, seine Sperren sorgfältig zu tarnen, damit sie unerwartet und mit größtem Erfolg wirksam werden können. Es gilt also, Sperren nicht nur zu überwinden, sondern sie vor allem erst einmal zu erkennen. Diese Aufgabe ist nicht weniger schwer und wichtig als das Überwinden einer bereits erkannten Sperre.

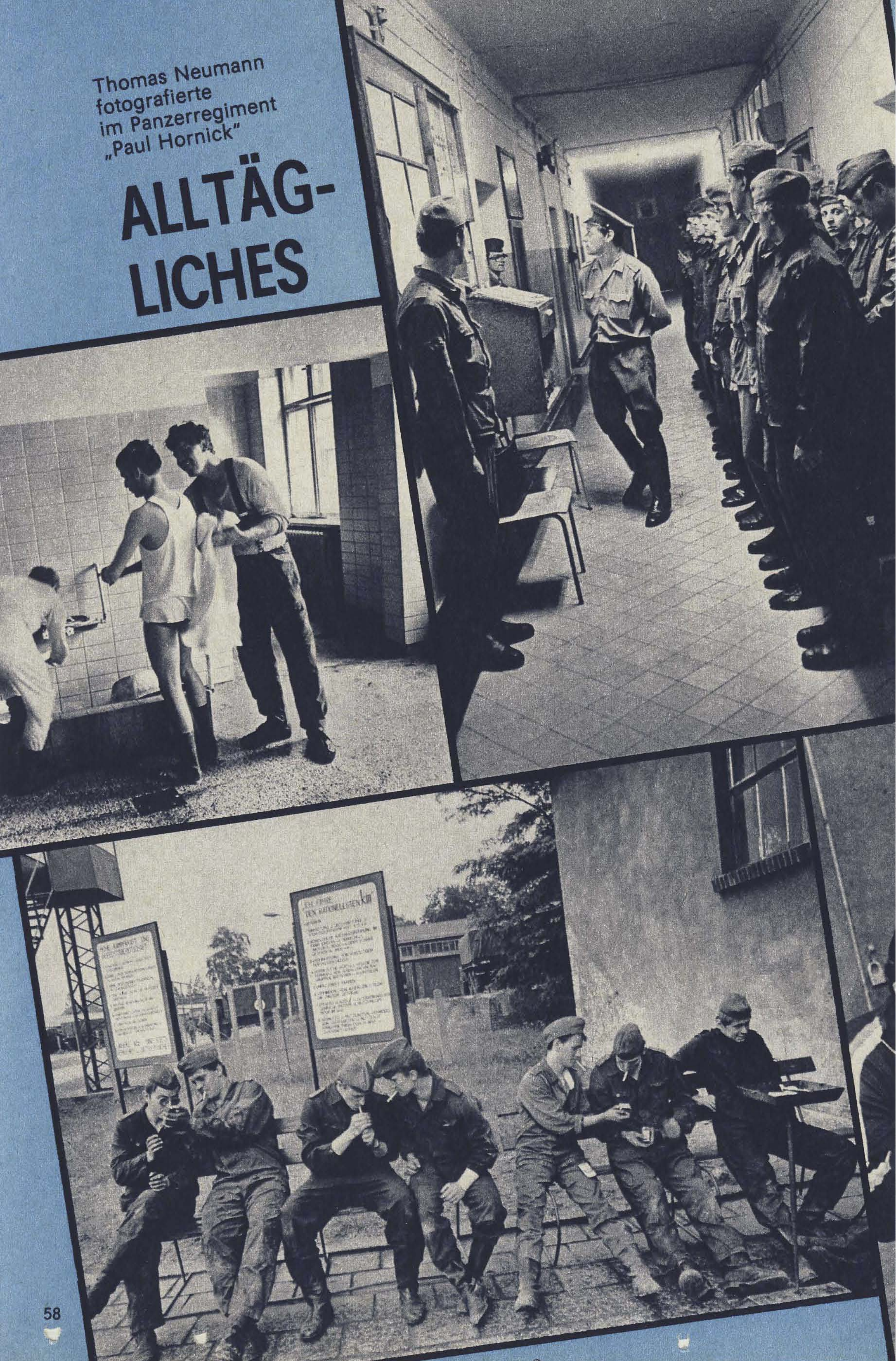
Text: Major Ulrich Fink
Illustration: Heinz Rode



Bild: Wolfgang Fröbus

Thomas Neumann fotografierte im Panzerregiment „Paul Hornick"

ALLTÄGLICHES





AR exklusiv

IM ZEICHEN







Der wehrhafte Falke ist von alters her Jagdgehilfe der Beduinen, heute aber zugleich auch das Wappentier der syrischen Armee. Als erster Militärjournalist der NVA unternahm Oberstleutnant Ernst Gebauer eine Reportagereise zu den Land- und Seestreitkräften der Syrischen Arabischen Republik. Hier die Fortsetzung (1. Teil in AR 2/85) des Reports über seine Erlebnisse mit jenen Soldaten, die bei der Abwehr imperialistisch-zionistischer Aggression an vorderster Front stehen.

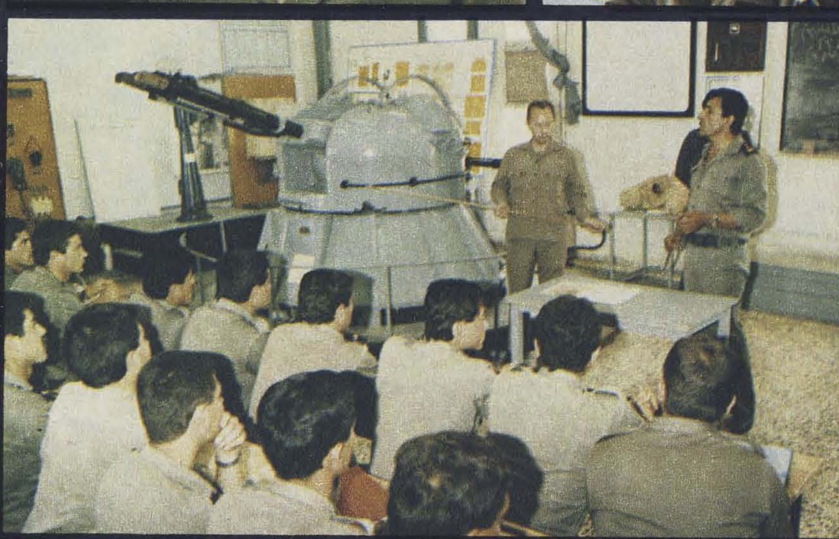






Kalaschnikow und französische Epauletten

Mein Damaszener Aufenthalt wird unterbrochen. Wir fahren nach Homs – Emesa hieß es in der Antike, als Syrien noch die Kornkammer des Römischen Reiches war. Doch heute sehe ich weder links noch rechts üppige Felder,



DES FALKEN

★★★★★★★★★★★★★★★★★★★★★





Traditionelle französische Uniformen und moderne sowjetische Maschinenpistolen fügen sich zu einem harmonischen Bild, wenn künftige syrische Offiziere während einer Parade vorbeimarschieren.
Kein Syrer sieht hier einen Widerspruch. Ein echtes Problem dagegen ist es, das Land ausreichend mit Wasser zu versorgen. Die ständigen Aggressionsdrohungen der zionistischen Machthaber in Israel erfordern ebenfalls bedeutende Anstrengungen. Spezialisten aus den sozialistischen Staaten helfen beim Aufbau der Volkswirtschaft und bei der Ausbildung der militärischen Kader.





nur braungraue, steinige Erde. Die Fahrbahnen halten sich parallel zu den Gebirgsketten des Antilibanon. Immer wieder blicken wir in tiefe Schluchten. Ob es dort Wasser gäbe? „Mitunter", sagt Herr Mowafak, mein Betreuer, und erklärt: „Wir unterscheiden zwischen einem Nahr und einem Wadi. Nahr ist ein Fluß, der beständig Wasser führt, Wadi ein Flußbett, in dem nur Tage, manchmal nur Stunden Wasser dahinfließt." Der Raubbau in den Wäldern des Römischen Imperiums, erinnere ich mich. Erst nach zweitausend Jahren kann das freie Syrien beginnen, diesen ökologischen Frevel wiedergutzumachen. Ab und zu bemerke ich neben den Fahrbahnen Bauern bei Aufforstungsarbeiten. Ein etwa 1100 Kilometer langer grüner „Gürtel" aus Pinien, Kiefern und Zedern wird angelegt, um das weitere Vorrükken von Steppe und Wüste zu verhindern.

Vor Homs gehen die Fahrbahnen allmählich wieder zu Autostraßen über. Die Provinzhauptstadt selbst gibt sich ruhiger als Damaskus. Schon nach wenigen Minuten passieren wir die Wache der Militärischen Akademie. Mir drängt sich ein Vergleich auf mit Bauten, die ich in Hanoi sah: französischer Kolonialstil! So ist es auch, wird mir bestätigt. „Die französische Kolonialbehörde hat in dieser Anstalt Syrer und Libanesen zu Unteroffizieren ihrer Fremdenlegion gedrillt." Mit diesen Erläuterungen beginnt Brigadegeneral Ahmad Schallaf, Direktor der Akademie, seinen Vortrag. „Es waren arme Menschen, die für Frankreich kämpfen mußten. Aber wir hatten, als die Franzosen unser Land verließen, 2000 ausgebildete Militärkader. 1946 erhielt unsere Anstalt den Status einer Akademie, und seit damals wird auch in arabischer Sprache unterrichtet. Nach drei Jahren Studium ernennen wir die Offiziersstudenten zu Leutnanten und setzen sie als Kompanieführer ein."

Nicht ohne Stolz vermerkt der Brigadegeneral, daß auch er hier an der Akademie Leutnant wurde. Sechs Jahre war er dann Ausbilder, nahm als Offizier in einem Divisionsstab an den Verteidigungskriegen 1967 und 1973 gegen Israel teil. Dabei wurde er mehrfach verwundet. Nach einem Lehrgang für höhere Offiziere delegierte ihn die Armeeführung 1979 an die französische Hochschule für Stabsoffiziere. Ende 1981 nach Syrien zurückgekehrt, wurde er Stellvertreter und bald darauf Direktor der Militärischen Akademie.

Ich frage den jünger wirkenden Mittvierziger, welches Erziehungsideal er bei seinen Offiziersstudenten zu erreichen sucht. „Sie sollen lernen, das Land militärisch zu schützen und die Ziele der Baath-Partei zu verteidigen. Bei uns sollen sie die Ideologie des Kampfes gegen die Zionisten und Imperialisten aufnehmen. Und der junge Leutnant, den wir in die Truppe schicken, muß das sichere Gefühl mitnehmen, kämpfen zu können. Dazu ist hartes Training in der Gefechtsausbildung nötig."

Nach dem Gespräch besuche ich das kleine Museum der Akademie. Fotos zeigen Offiziersstudenten mit fellbesetzten Mützen und breiten fransenumsäumten Schulterstücken – Teilen der alten französischen Kolonialuniform. So treten auch heute noch die Ehrenformationen der Schule an Feiertagen und zu Paraden an. Die präsentierte Kalaschnikow steht dazu in eigenartigem Kontrast.



Der militärakademische Harem

Kurz ist der Rundgang durch das Gelände der Akademie: Traditionskabinett, Tennis- und Volleyballplätze, auch die Sturmbahn sehe ich. Die Studenten seien in den Ferien, erklärt man mir. Nur einige Arbeitskommandos begegnen uns. Schließlich gehen wir in das älteste Gebäude: breite Flure, weite Steintreppen. Eine hohe, doch energische Stimme hallt durch den Raum. Kommandos. Der uns begleitende Major nimmt Haltung an. Zu meinem Erstaunen salutiert ihm eine junge Dame. Sie ist nicht allein. Eine hohe, weit geöffnete Tür gibt den Blick frei in einen nüchternen und weißgetünchten Raum. Zwischen schmalen Soldatenbetten und einfachen Spinden sind Mädchen angetreten. „Offiziersstudentinnen", flüstert Herr Mowafak mir zu.

Ein wenig Ratlosigkeit bei meinen Begleitern. Sind wir unbeabsichtigt auf diesen Flur geraten? Darf ich hier fotografieren? Ich möchte das Blitzlichtgerät aus dem Auto holen. Doch mein Betreuer meint, dazu hätten wir keine Zeit mehr. Das Protokoll sah wohl keinen Besuch im Harem der Akademie vor.

Der Begriff ist absolut korrekt. Harem nennen die Araber jene Räume, die den Frauen vorbehalten sind. Doch mit keinem Wort hatte Brigadegeneral Schallaf seine Studentinnen erwähnt.

Die jungen Damen dürfen „rühren". Meine Uniform erweckt ihr Interesse. Die Schirmmütze finden sie besonders schick. Alle probieren sie vor dem Spiegel auf. Je nach Temperament wird die Trageweise variiert. Charmant sind sie alle. Leider verstehe ich kein Wort. Ich fotografiere ohne den Blitz. Die

Mädchen begreifen die prekären Lichtverhältnisse. Eine Studentin holt aus ihrem Spind zwei Farbfotos: die künftigen weiblichen Offiziere defilieren darauf zu einer Parade. Wieder drängt man mich zum Gehen. Ich lasse eine ARMEE-RUNDSCHAU als Andenken zurück.

Noch immer kann ich die Situation nicht richtig einordnen. Die islamischen Gebote verlangen, daß die Frauen des Gastgebers verborgen gehalten werden. Im Damaszener Kulturhistorischen Museum hatte ich jene Drehscheibe gesehen, über welche die Frauen noch weit nach der Jahrhundertwende die von ihnen zubereiteten Speisen in das Männergemach reichten, wenn der Hausherr Gäste empfing.

Das einfache Volk hielt sich streng an die Regeln. Noch heute begegnet man in Damaskus verschleierten Frauen. Und ich hörte, daß auf dem Lande, trotz Schulpflicht, die Mädchen oftmals nicht die gleiche Zeit zum Unterricht geschickt werden wie die Jungen. Und oft ist der Vater, wird ein Sohn geboren, glücklicher als bei einer Tochter.

Als ich mich von Brigadegeneral Schallaf verabschiede, frage ich nach den Offiziersstudentinnen. Er gibt bereitwillig Auskunft. Ich glaube, der Direktor ist froh, daß es sich so gefügt hat und er mir einen Beweis für die zunehmende Gleichberechtigung der Frauen in Syrien vermitteln kann. Doch er betont nachdrücklich, noch sei es ein Versuch, Frauen zu Offizieren auszubilden.

Wie die männlichen Kommilitonen, müssen auch sie das Abitur haben. Sie bewohnen eigene Räume, marschieren, essen und leben getrennt von den männlichen Studenten. Nur in einigen theoretischen Fächern hören sie gemeinsam Vorlesungen. In der Theorie machen sie schnellere Fortschritte als die Jungen. Sie werden aber nur für das Nachrichtenwesen und die Rückwärtigen Dienste ausgebildet.

Gibt es Freundschaften, Liebe?

Kategorisch die Antwort: „Innerhalb der Fakultät sind solche Beziehungen nicht erwünscht. Offiziersstudenten dürfen auch nicht heiraten. Erst Offiziere erhalten, wenn sie 23 Jahre alt oder Oberleutnant sind, die Genehmigung dazu. Das gilt generell für die gesamte Armee."



Schnelle Kampfwagen

Wir haben in Homs noch eine Verabredung. Schon in der historischen Abteilung des Damaszener Armeemuseums war ich auf den Namen der Stadt gestoßen. Eine phantasievolle Zeichnung zeigte eine Szene aus einer Schlacht bei Homs im Jahre 1294 vor unserer Zeitrechnung; damals kämpften die Heere des ägyptischen Pharaos Ramses II. gegen die des Hethiterkönigs Muwatali. Auf dem historischen Bild sind die schnellen Kampfwagen der Hethiter abgebildet. Die ungewöhnliche Technik brachte das Heer der Ägypter in Bedrängnis. Die Schlacht endete unentschieden. Der erste von der Geschichte bezeugte Nichtangriffspakt wurde damals abgeschlossen.

Wir passieren die Pforten der Technischen Fakultät. Der Zufall will es, daß sich heute auf dem historischen Boden eine panzertechnische Lehranstalt befindet. Kurz ist die Begrüßung durch Brigadegeneral Joussef. Sogleich führt er mich durch das Ausbildungszentrum. In den Hallen vertraute Technik: Panzer der Typen T-62 und T-72, der Schützenpanzer BMP, SPW der 40er und 60er Reihe. Im Lehrsaal „Turmbewaffnung" höre ich russische Laute. Am Pult ein sowjetischer Spezialist und ein syrischer Offizier. Der sowjetische Genosse hält eine Lektion, die von dem Syrer übersetzt wird. Das Bild erinnert mich an die Anfangsjahre unserer bewaffneten Organe. Ohne die Hilfe sowjetischer Berater und eigenes angestrengtes Lernen hätte unsere Nationale Volksarmee nicht ihre heutige Kampfkraft erreicht.

Zum Mittagessen – dem arabischen Brauch entsprechend nach 14.00 Uhr – hat Brigadegeneral Joussef leitende Offiziere eingeladen. Sie sprechen Russisch, haben an sowjetischen Akademien studiert. Darauf sind sie stolz. Sie betonen, wie sehr Syrien, insbesondere seine Armee, die Solidarität der Sowjetunion und der anderen sozialistischen Länder zu schätzen weiß. „Aber ohne das Können der Soldaten", sagt ein Oberst neben mir, „bleibt auch der beste Panzer nur ein Stück Eisen. Da liegt die Verantwortung des Ausbilders."

Meine Gastgeber verweisen auf die im Juli 1982 vom syrischen Oberkommando verbreitete Meldung, daß gegen die modernen syrischen Panzer vom Typ T-72 die israelischen Panzer M 48 und M 60 keine Erfolge erzielen konnten. Der israelische Aggressor verlor im letzten Krieg über 400 Panzer und gepanzerte Fahrzeuge.

Ob ehemalige Kommilitonen der Fakultät an diesen Kämpfen beteiligt waren? Der Oberst: „In jedem Jahr werden Absolventen in die Truppe entlassen!"

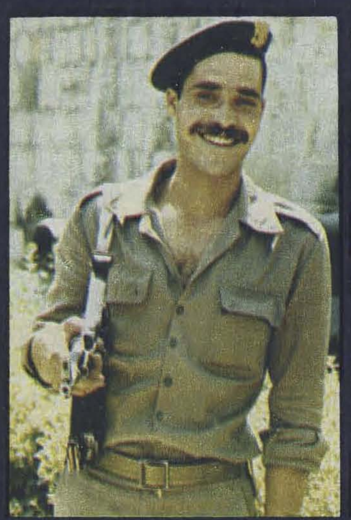


Eine Flotte zuviel

„Wie ist in der Volksmarine das Verhältnis zwischen theoretischer und praktischer Ausbildung der Seeoffiziersstudenten? Können Sie etwas über den Dienst an Bord des Schulschiffes sagen?"

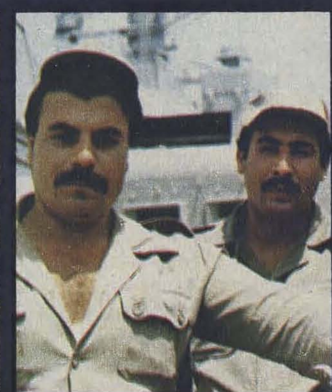


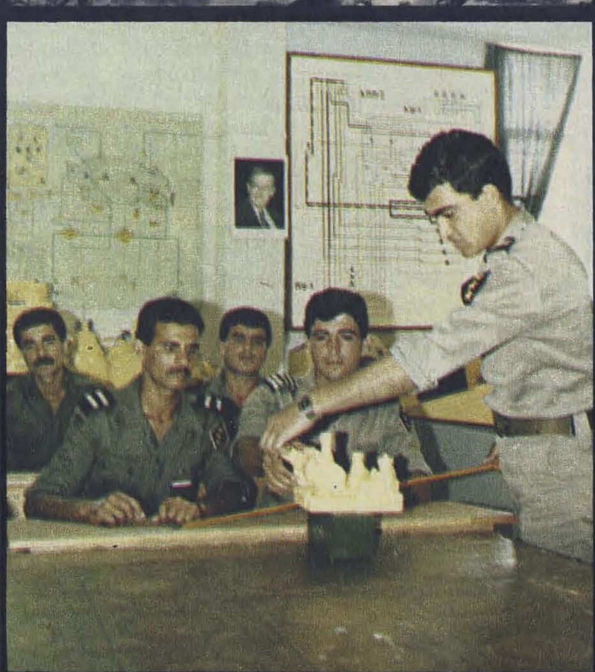
Noch nie in der Geschichte wurde die dem syrischen Festland vorgelagerte Insel Arwad von fremden Truppen erobert. Schon die Phönizier bauten sie im Altertum zu einem Handelszentrum aus. Heute kann man hier einfach alles kaufen und verkaufen. Arwad ist gleichzeitig ein beliebtes Touristenziel. Oft jedoch kreuzen vor der Insel israelische und US-amerikanische Kriegsschiffe und bedrohen die arabischen Länder. Deshalb unternehmen die Angehörigen der syrischen Streitkräfte große Anstrengungen für eine ständig hohe Gefechtsbereitschaft.



















Die Rollen sind vertauscht: Eigentlich will ich interviewen, doch der Brigadegeneral bleibt am Zuge. Auch gut, denke ich. Fragen sagen oft mehr als Antworten. Als Stellvertreter des Direktors der Fakultät der syrischen Seestreitkräfte ist Brigadegeneral Muti Rajyub verantwortlich für die seemännische Ausbildung. Der blonde, gar nicht arabisch aussehende Offizier verhehlt in keiner Weise, von meinem Besuch so viel als möglich profitieren zu wollen. Ob ich als Reporter ihm da der richtige Partner bin?

Hinsichtlich des Schulschiffes, die „Wilhelm Pieck" ist gemeint, brauche ich ihn nicht zu enttäuschen. Solch ein Schiff müsse seine Fakultät auch bald haben, meint der Brigadegeneral. Ideal findet er ebenfalls die seemännische Laufbahnausbildung durch unsere GST.





Die Voraussetzungen, die ein Studium an der Offiziershochschule der Volksmarine ermöglichen, läßt er sich eingehend erläutern. Ich zitiere eine Maxime der Stralsunder Lehrer: Der Seeoffizier müsse sein Schiff so beherrschen, daß er im Gefecht die Hände frei hat für den Einsatz der Waffensysteme.



Der Brigadegeneral stimmt dem vorbehaltlos zu: „Dazu muß man ihn bringen. Wir versuchen das gleiche. Nur befindet sich unsere Fakultät noch im Aufbau und ist gerade drei Jahre alt. Dankbar sind wir der Sowjetunion für die Hilfe, die sie uns gibt. Das Stu-

Fortsetzung auf Seite 75



Im Dezemberheft 1984 hat AR über die Tauchausbildung von Panzersoldaten berichtet. Mich interessiert das dabei verwendete Rettungsgerät. Könnte ich mehr darüber erfahren?

Gefreiter Rainer Kardusch

Wenn es ins Wasser geht

Mit dem sieben Kilogramm schweren Rettungsgerät RG-UF/M sind Besatzungen der mittleren Panzer, der Kranpanzer und der Panzerzugmaschinen ausgerüstet. Genutzt wird es beim Gefechtseinsatz, bei Truppenübungen und bei taktischen Übungen mit Unterwasserfahrt. Es dient der Erhöhung der Sicherheit und zum Schutz der Besatzung, falls sie die unter Wasser stehengebliebene Panzertechnik verlassen muß, oder wenn das Verlassen des Fahrzeuges mittels Fluten befohlen wird.

Das RG-UF/M arbeitet nach dem Grundsatz eines Kreislaufgerätes, d. h., die Atemluft wird regeneriert. Dabei sind die Atemorgane des Soldaten mit dem Rettungsgerät so verbunden, daß ein von der Umgebung unabhängiger Kreislauf des Atemgases entsteht. Ein mit Atemkalk gefüllter Absorber saugt das in der ausgeatmeten Luft enthaltene Kohlendioxid auf. Der zurückströmenden gereinigten Luft wird danach Sauerstoff mit einem Reinheitsgrad von 99,5 dosiert zugeführt. Ein Überdruckventil in dem mit dem Kreislauf verbundenen Atembeutel verhindert eine Überfüllung dieses rund drei Liter fassenden Luftbehälters.

Bis zu zwei Stunden lang, in einer Wassertiefe bis zehn Meter, bei Umgebungstemperaturen von 0 bis 60 °C und mit einem Atemzeitvolumen von 8 l/min kann dieses Rettungsgerät benutzt werden. Es garantiert die Gesundheit des Soldaten, wenn dieser ruhig handelt sowie seiner Besatzung und dem Gerät vertraut.



Text: Oberstleutnant Spickereit
Bild: Manfred Uhlenhut



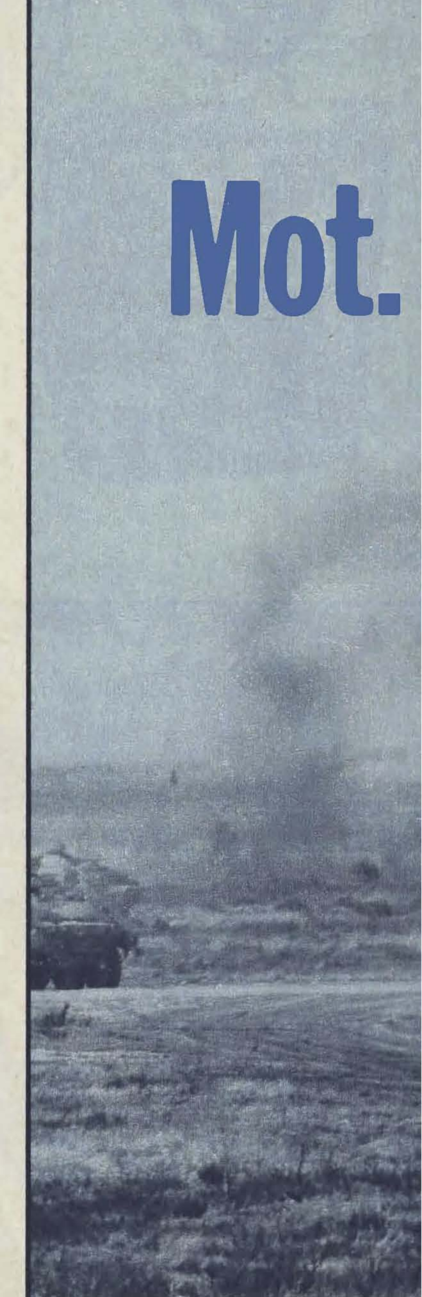
▲ *Blick in das geöffnete Rettungsgerät: Rechts oben der Atembeutel, auf ihm ruht der schwarze Faltenschlauch mit dem Mundstück. Der Schlauch mündet in den Absorber, daneben liegt die runde Sauerstoffflasche, unten quergelagert der Druckminderer mit seinen Ventilen. Auf der linken Bildseite ist der Plastdeckel des Geräts und über ihm die Tauchermaske zu erkennen.*

◄ *Ständige Pflege und Wartung der Apparaturen gehört zu den Aufgaben des Technikers Rettungsgeräte im Panzerregiment. Panzersoldat mit angelegtem Rettungsgerät und umgeschnallter Schwimmweste. (linke Seite)*

Der „Gegner" war in die Stellungen eingebrochen. Aus allen Rohren feuernd, versuchten die Panzer und mot. Schützen ihn zum Stehen zu bringen. Da drängte sich ein anderes Geräusch in das Krachen der Panzerkanonen: Ein Schwarm Kampfhubschrauber „hüpfte" über das Waldstück. Tief strichen die Maschinen über das Gefechtsfeld. Kurz hoben sie an, kippten leicht nach vorn – und auf den „Gegner" entlud sich ein Raketenfeuer mit großer Flächenwirkung. Bald darauf gingen die eigenen Truppen zum Gegenangriff über. Wieder huschten die Hubschrauber im Tiefstflug über die vorstürmenden Soldaten hinweg. Die Kette hatte sich aufgelöst und die Maschinen nahmen einzelne durchgebrochene Panzer aufs Korn, deren Feuer den Angreifenden gefährlich werden konnte. Einen Feuerschweif hinter sich lassend, lösten sich gelenkte Panzerabwehrraketen von den Mi-24. – So erlebte ich sie während einer Truppenübung. Nun stehe ich auf dem Flugfeld des Kampfhubschraubergeschwaders „Adolf von Lützow". Mein damaliger Gedanke scheint mir heute noch weniger abwegig: Sind die Kampfhubschrauber



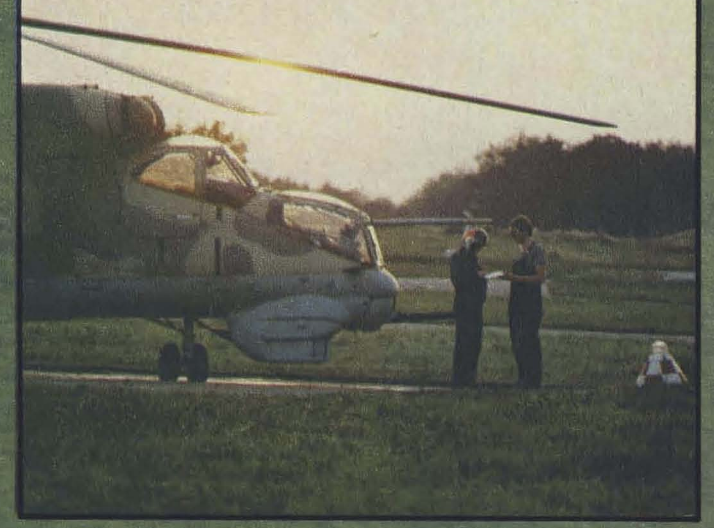
Hauptmann Schäfer (oben), Leutnant Frühauf (unten)



Mot.



Schützen mit Flügeln?



Flugdienstende, Übergabe des Hubschraubers an die Genossen des ingenieurtechnischen Dienstes

„Abgesehen von den zwei Stummeln mit wohl einigen aerodynamischen Wirkungen, die aber vorrangig die Raketen tragen, haben unsere Mi-24 keine Flügel", belehren mich die Genossen der Staffel Bärens. Natürlich weiß ich, bei einem Hubschrauber heißt es Drehflügel.

„Aber ich meine es doch nur bildlich, im Zusammenwirken mit den mot. Schützen" erwidere ich. „Auch das klären wir", sagen sie und laden mich ein zu einem Mitflug in einem der Kampfhubschrauber.

An ihrer Maschine begrüßen mich der erste Hubschrauberführer, Hauptmann Schäfer und sein Zweiter, Leutnant Frühauf. „Tiefstflugtraining!" sagt Hauptmann Schäfer nur. Wir steigen ein. Die beiden vorn. Mir hilft der Bordtechniker, im Laderaum zurechtzukommen. Da drehen sich auch schon die Tragschrauben, wir rollen zum Start.

Unerträglich lärmen im Laderaum über mir die Triebwerke. Heftig schüttelt sich die Maschine. Start! Zögernd hebt die Mi-24 ab und zieht in einem weiten Bogen über das Flugfeld hinweg. Hauptmann Schäfer nimmt Kurs auf ein Waldstück.

Mich schiebt der Bordtechniker in den äußerst schmalen Gang zwischen Laderaum und Kabine des ersten Hubschrauberführers. So komme ich hinter Hauptmann Schäfer zu sitzen. Auch ich schaue wie beide Piloten nach vorn.

Gut, daß sie mein Gesicht nicht sehen können. Nicht über dem Wald schweben wir, sondern rasen wenige Meter über dem Boden dahin. Schlängeln uns dort hindurch, wo durch Kahlschlag, schmale Wiesen und Felder Platz zwischen den Bäumen ist. Ich fühle mich wie auf dem Sozius eines viel zu schnell fahrenden Motorrades. Doch welcher Feuerstuhl bringt schon 250 Sachen? Nur langsam gewöhne ich mich an das Tempo. Ziehe nicht mehr den Kopf ein, wenn ein Hindernis in bedenkliche Nähe kommt. Es dauert etwas, bis mir bewußt wird: das ist keine Raserei, um mir zu imponieren. So bewegt sich der Kampfhubschrauber im Gefecht. Und so hatte ich sie damals bei der Übung gesehen. Immer kamen sie da gerade so über die Bäume „gehüpft". Zu welcher Konzentration mußten die beiden da vor mir fähig sein?

Gut 200 Meter voraus reicht der Blick. Rechne ich richtig, durcheilen wir diese Distanz in rund drei Sekunden. Was haben die Genossen in dieser Zeit zu erfassen, zu bedenken, zu entscheiden?

Ich versuche auffallende Punkte zu erkennen, nach denen man sich orientieren könnte. Doch bevor ich die Bäume als wirklich einzelstehend erkenne, Bäche von Flüssen unterscheide oder Waldkanten als solche ausmache, sind wir längst darüber hinweg. Wie aber noch den Gegner ausfindig machen, seine gefährlichsten Waffen erkennen, die Situation der eigenen Kräfte erfassen? Schließlich der Waffeneinsatz: Für die ungelenkten Raketen sind Aufsatzwinkel und Zielbreite sowie Entfernung zum Ziel in die Waffenanlage einzugeben. Die Panzerabwehrrakete muß ins Ziel gelenkt werden. Ich werde den Gedanken nicht los: Während des Gefechts muß sich die Besatzung in ständigem Zugzwang befinden.

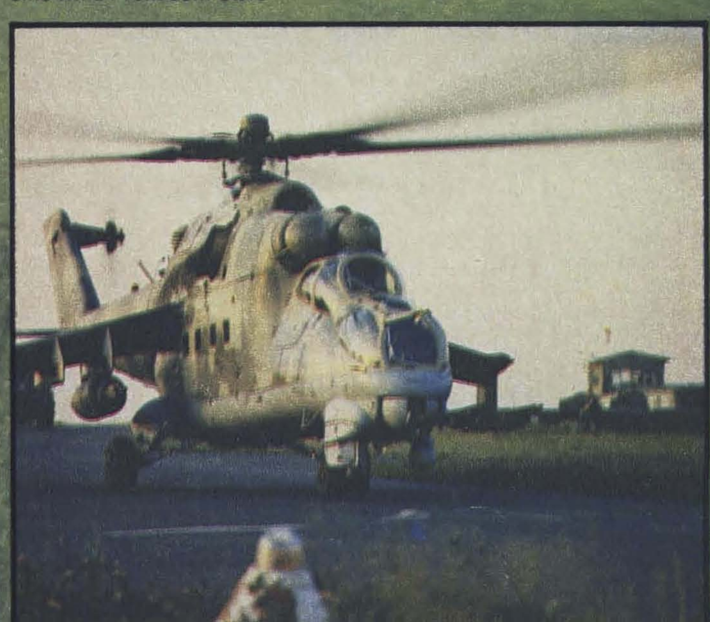
Ein wenig benommen klettere ich nach der Landung aus der Maschine. Hauptmann Schäfer und Leutnant Frühauf bleiben noch für einen Wiederholungsstart in ihren Kabinen. Erst nach der Gefechtsausbildung werden sie Zeit für mich haben.

Und da sind sie auf meine Eindrücke gespannt. Ich sage ihnen, was mir durch den Kopf gegangen ist. Sie widersprechen nicht. Sagen aber, wie jede andere spezielle Waffe, können auch Kampfhubschrauber das Gefecht nie allein führen. Ohne ständige Information von den Gefechtsständen der Kommandeure, die auf der Erde die Handlungen führen, kämen sie nicht zum Zuge. Von dort erhalten sie die Zielzuweisungen, den Kurs und die Entfernungen zu den Objekten, die sie bekämpfen sollen – und oft erst, wenn sie sich mit den Hubschraubern bereits im Anflug befinden.

„Also Zugzwang?" frage ich. Sie geben mir recht. Doch dann lassen sie ihrer Begeisterung für dieses sowjetische Waffensystem freien Lauf – und erklären mir seine variable Waffenbestückung: vier Panzerabwehrlenkraketen, viermal 32 ungelenkte Raketen, ein mehrläufiges Maschinengewehr und Bomben. Zu den konstruktiven Besonderheiten ihres Hubschraubers zählen sie seine schmale Silhouette, die guten aerodynamischen Eigenschaften, die hohe Manövrierfähigkeit und die Leistungsreserven der beiden Gasturbinentriebwerke. Die Vielseitigkeit der Elektrospezial- und Funk/Funkmeßausrüstung erläutern sie mir damit, daß die Mi-24 einen Autopiloten besitzt und ihre Dopplernavigationsanlage die Geschwindigkeit mißt, den Flugweg berechnet und so immer den Standort des Hubschraubers anzeigt. Diese Ausrüstung ermöglicht es auch, daß beim Tiefstflug gefährliche Hindernisse sich im voraus mit Hupton im Kopfhörer der Hubschrauberführer ankündi-



Eine Mi-24 rollt zum Start





Beim Tiefstflug, vom Platz hinter dem 1. Hubschrauberführer aus der Blick ins Gelände

gen. „Es ist wohl das beweglichste Mittel zur Unterstützung der Landstreitkräfte", resümiert Hauptmann Schäfer.

„Man hat aber zu knabbern, bis man es voll einsetzen kann", sagt Leutnant Frühauf. „Auch wenn man Hochschulingenieur/Flugzeugführer in der Fachrichtung Hubschrauberführer geworden ist und sich nichts anderes wünscht, als auf den Kampfhubschrauber gesetzt zu werden. Ich hatte das Glück. Als ich dann während der Umschulung das erste Mal auf dem vorderen Sitz der Mi-24 zum Start rollte, da merkte ich, daß Hubschrauber nicht gleich Hubschrauber ist.

Eng war es. Ich mußte eine andere Sitzhaltung als in der Mi-8 einnehmen, auf der wir an der Offiziershochschule ausgebildet wurden. Beängstigend kurz war der Steuerknüppel. Die Navigationsinstrumente und die Waffenanlage beanspruchten ihren Platz. Mehr Instrumente und Schalter mußte ich beobachten und betätigen. Keines der übrigen Besatzungsmitglieder konnte ich sehen.

Nur schwer brachte ich die Maschine vom Boden weg. Wie gern hätte ich schon am Minenspiel des Fluglehrers abgelesen, ob ich richtig handelte. In der Mi-8 saß er immer daneben, jetzt hinter mir. Schließlich war ich dann doch froh, daß ich mich nur seiner Stimme zu stellen hatte. So konnte ich meine Unsicherheit, mein Erschrecken gar, besser verbergen, als die Maschine wie ein Ziegenbock hopste, weil ich mit dem kurzen Steuerknüppel die kleinen Steuerausschläge nicht hinkriegte. Enttäuscht kletterte ich nach dem Flug, bei dem ich wahrscheinlich kaum selbst geflogen bin, aus der Kabine. Von Hauptmann Schäfer wußte ich, er dachte damals über seinen Zweiten nur: Man kann sich die Genossen der Besatzung nicht aussuchen!"

„War das Resignation?" frage ich den Hauptmann. „Nein, mir wurde nur klar, dem Uwe muß ich alles das beibringen, was ich mir in den Jahren auf dem vorderen Sitz erarbeitet habe!"

Der Hauptmann will nicht, daß ich das besonders hervorhebe. Es sei selbstverständlich und überall so in der Armee. Gut. „Aber", frage ich, „ist das immer so einfach, wie das hergesagt wird?"

„Das nicht", gibt der Hauptmann zu und erzählt vom ersten Schießen mit Leutnant Frühauf.

Die beiden befanden sich mit ihrem Hubschrauber im Anflug. Uwe sollte seine erste Lenkrakete abschießen. Tief am Boden hielt Schäfer die Maschine. „Flußniederung!" meldete über Bordsprech der Leutnant. Schäfer drückte den Hubschrauber in eine leichte Kurve, hier mußten sie auf Nord-West-Kurs gehen. Er war voller Aufmerksamkeit und doch beschlich ihn immer wieder

der eine Gedanke: Hast du Uwe auch alles erklärt?

„Lichtung mit Forsthaus!" meldete Frühauf. Gut, dachte Schäfer, wir sind in der Zeit, gleich muß der Schießplatz kommen. Und wieder: Ob Uwe das Ziel sehen wird?

Mit ruhiger Stimme begann der Hauptmann nun die notwendigen Handlungen herzusagen. Uwe wird es hören, denn was sein Zweiter tat, konnte er nicht sehen. Nicht auszudenken, wenn er vergißt, den Steuerknüppel zurückzuklappen, die Raketenlenkanlage in Bereitschaft zu bringen ...

„Ziel erkannt!" Etwas aufgeregter als sonst meldete es Uwe. „Abschuß!" Kaum hatte Schäfer den Befehl gegeben, sah er auch schon die Rakete fliegen. Aber, mußte die nicht höher? So kam sie doch nie ins Ziel? Das mußte er Uwe sagen. Als Kommandeur durfte er das ...

Wie ein Blitz durchzuckte es Schäfer: Hans-Gerd, du sitzt jetzt hinten, deine Perspektive ist eine andere, so siehst du es anders!

Es blieb totenstill in der Bordsprechanlage.

Dann brüllte der Hauptmann „Treffer!" so ins Mikrofon, daß der Leutnant auf seinem Sitz zusammenzuckte.

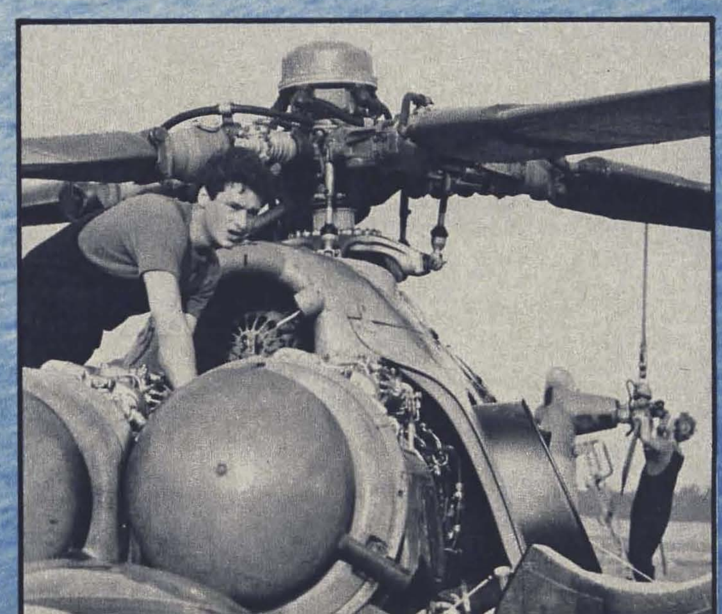
Nach dem Schießen sprachen sie darüber. Der Hauptmann gab sein Verlangen, sich einzumischen, zu. „Ich wußte doch", sagte Leutnant Frühauf darauf, „hätte ich das Ding versaubeutelt, dann würde es heißen, die Besatzung Schäfer hat versagt. Ich wollte und mußte treffen!"

Jetzt wußte der Hauptmann, er hatte seinem Zweiten alles erklärt.

„Sind wir damit nicht vom Thema abgekommen?" frage ich die Genossen. „Ganz und gar nicht!" halten sie mir entgegen und stimmen meiner Überlegung zu: „Mit dem Einsatz von Kampfhubschraubern haben die mot. Schützen im Gefecht ‚Flügel' bekommen."

Bild und Text: Oberstleutnant Ernst Gebauer

Wartungsarbeiten an einer Mi-24 durch den Mechaniker Elektro/Spezial, Unteroffizier Bittmann, der zweimal mit seiner technischen Besatzung das Q für den technischen Zustand der Hubschrauber erreichte





Sie freut sich über einen vollen Wunschbriefkasten:

Uta Schorn

Autogramm-Anschrift: Fernsehen der DDR, 1199 Berlin

Bild: Klaus Winkler



Fortsetzung von Seite 65

dium dauert an unserer Fakultät eigentlich vier Jahre. Doch auf Grund der militärpolitischen Situation in unserem Raum mußten wir die Zeit um ein Jahr verkürzen. Kein Wunder, wenn der junge Seeoffizier mitunter Anfangsschwierigkeiten hat. Ich hoffe stark auf eine Begegnung mit einer Delegation der Volksmarine, denn ich weiß, daß bei Ihnen gute Offiziere ausgebildet werden."

Syriens Seestreitkräfte sind jung. Erst 1963 wurden sie aus „symbolischen Wachkräften" entwickelt, wie es der Stellvertreter des Chefs der Seestreitkräfte zuvor in einem kurzen Gespräch gesagt hatte. Admiral Ibrahim Hammoud betonte dabei die Sorge der Arabischen Sozialistischen Baath-Partei um Syriens Verteidigungsfähigkeit auch zu Wasser. Es seien inzwischen schlagkräftige Einheiten geschaffen worden.

In den Gesprächen an diesem Vormittag wird aber auch mit Besorgnis die Präsenz der 6. USA-Flotte im östlichen Mittelmeer erwähnt. Die Volksbewegung gegen die NATO-Politik in Griechenland hat zum Entzug von Basen der atomar bestückten 6. USA-Flotte geführt. Dafür öffnete Israel seine Häfen für Reparaturen, Landgang und gemeinsame Operationen – wobei letztere so zu verstehen sind: Israel wird militärisch stärker gegen die Sowjetunion ausgerichtet, hat dafür aber den amerikanischen Bündnispartner nun auch zur See an seiner Seite, wenn es gegen die Araber geht, wie zum Beispiel vor der Küste Libanons.



Der Preis der fremden Uniform

Eine Seereise steht mir bevor, eine Minireise zur einzigen Insel Syriens. 800 Meter lang ist sie und 500 Meter breit. Schon geht Herr Mowafak zur Mole hinunter. Die Brandung schwappt immer wieder über einen Pulk kleiner Boote. Das kann ja heiter werden!

Unser Boot hat aber alle Attribute eines seegängigen Fahrzeuges: kräftiger Bug, dazu breit ausgelegt und hochbordig. Aber es bleibt dennoch eine „Nußschale". Sein Motor, wie wir bald spüren, gehört zu den Miniaturen. Daß wir trotzdem vorwärtskommen, liegt einzig am Geschick des Kapitäns.

Flach liegt die Insel vor uns. Die Kais von Tartous mit ihren Silos, Tanks und Kranen bleiben zurück. Mein Begleiter bemerkt mein Interesse an dieser imposanten Silhouette. Dort drüben ende die mit sowjetischer Hilfe erbaute Pipeline, die das syrische Öl transportiere. Dessen Förderung habe, wiederum mit Hilfe der UdSSR, 1968 begonnen. Zur Zeit würden etwa acht Millionen Tonnen im Jahr gewonnen. Allerdings seien die syrischen Vorkommen geringer als die anderer arabischer Länder. Aber interessanter seien für mich wohl jene zwei Schornsteine dort. Herr Mowafak zeigt zum Rand der Stadt: „Dort steht das größte Zementwerk Syriens. Wir besitzen genügend Kalkstein, Ton, Sand und Basalt, die Ausgangsstoffe für Zement. Jetzt hat das Werk seine volle Produktionskapazität erreicht. Syrien braucht nun keinen Zement mehr zu importieren. Das verdanken wir der DDR, die auch dieses fünfte Zementwerk aufbaute."

Das Anlegemanöver verlangt unsere Aufmerksamkeit. Im Hafen der Insel liegen eine Unmenge Boote. Ein Gedränge wie auf den Autoparkflächen um die heimatlichen Müggelberge. Herr Mowafak kann offenbar Gedanken lesen, denn er erklärt: „Arwad ist eines der beliebtesten Ausflugsziele. Schließlich haben wir nur diese eine Insel, und sie wird sogar schon in der biblischen Schöpfungsgeschichte erwähnt."

Wir gehen durch die nur etwa zwei Meter breiten Gassen. Mehr Raum für Verkehrswege ist nicht, wo sollten sonst die 3000 Inselbewohner Platz finden. Es scheint, als würden alle Einwohner vom Handel leben. Die Insel ist ein einziger Shuk – ein Markt also – mit besten Importbeziehungen. Japanische Stereo-Recorder sind ebenso zu haben wie Damaszener Teppiche oder Schweizer Uhren. „Schon die Phönizier bauten Arwad zu einem Handelszentrum aus. Sie gründeten deshalb auch auf dem Festland die Stadt Tartous. Und nie wurde die Insel von fremden Truppen eingenommen", erklärt mein Begleiter.

Wir kommen an einer Werft vorbei. Ich sehe, aus welch' solidem Holz und mit welchem Können die Fahrzeuge gebaut werden. Außer mit dem Handel bestreiten die Inselbewohner ihren Lebensunterhalt durch den Fährbetrieb, durch Fischfang und Schwammtauchen. In Gedanken nehme ich den Vorwurf Nußschale zurück.

Viel zu schnell ist es Abend geworden. Wir müssen zurück. An der Mole werden wir aufgehalten. Mein Betreuer diskutiert mit einigen jungen Männern, die um eine Geldkassette herumstehen. Er wird immer ärgerlicher. Schließlich gibt er eine größere Banknote hin. Die Männer scheinen zufrieden zu sein. Mir gegenüber verweigert er jegliche Auskunft über seine Verärgerung. Doch es ist auch so klar: Auf der Hinfahrt wurde nicht kassiert. Warum auch, schließlich muß jeder auf diesem Weg wieder zurück. Gehandelt und gefeilscht wird bei der Rückfahrt. Was uns anbetrifft, so hat meine fremdländische Uniform den Preis sicher hochgetrieben.

(Fortsetzung in Heft 4/85)

AR 3/85 — Typenblatt — Kriegsschiffe



Küstenschutzschiff „Svirepyj" (UdSSR)

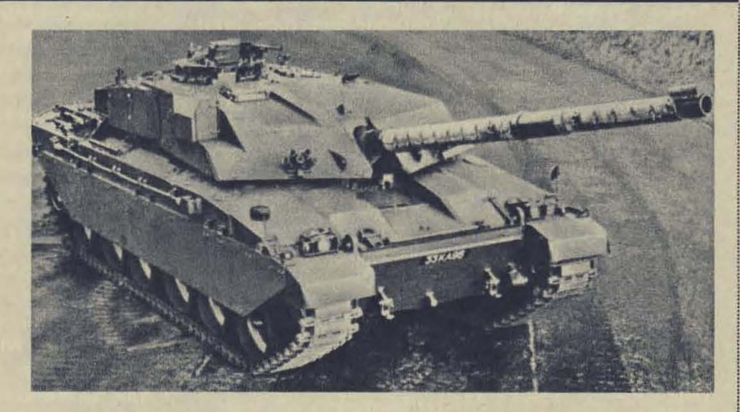
Taktisch-technische Daten:

Typverdrängung	2900 ts
Höchstverdrängung	3800 ts
Länge	122 m
Breite	14 m
Tiefgang	4,7 m
Geschwindigkeit	36 kn
Antrieb	Gasturbinen und Dieselmotoren
Leistung	53000 kW
Bewaffnung	4 Schiff-Schiff-Raketen; 4 × 76-mm-Geschütze in zwei Zwillingslafeten; 8 Torpedorohre in zwei Sätzen; 2 Wasserbombenwerfer (12rohrig)
Besatzung	220 Mann

Die „Svirepyj" gehört zu den Überwasserkräften der sowjetischen Seestreitmacht, die zum Geleit und Vorpostendienst, zur U-Boot-Abwehr, Luftabwehr sowie zur Abwehr von Angriffen gegnerischer Kampfschiffe bestimmt sind. Dabei können sich die Einsatzaufgaben von ausschließlicher Luft- oder U-Boot-Sicherung bis zur gleichzeitigen Abwehr von Angriffen gegnerischer Flieger-, Unterwasser- und Überwasserkräfte erstrecken.

AR 3/85 — Typenblatt — Panzerfahrzeuge

Kampfpanzer „Challenger" (Großbritannien)



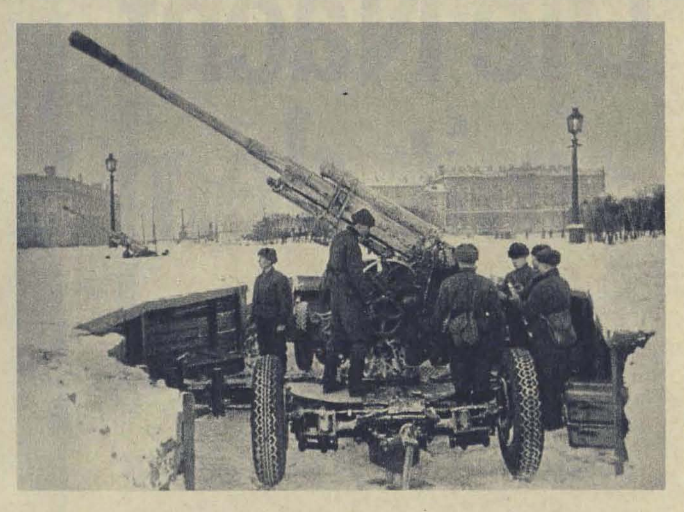
Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	60 t
Länge	11550 mm
Breite	3518 mm
Höhe	2500 mm
Motor	Rolls-Royce CV 12 mit Turbolader
Leistung	890 kW bei 2300 U/min
Höchstgeschwindigkeit	56 km/h
Steigfähigkeit	30°
Kletterfähigkeit	900 mm
Überschreitfähigkeit	3115 mm
Watfähigkeit	1420 mm
Bewaffnung	eine 120-mm-Kanone zwei 7,62-mm-MG
Besatzung	4 Mann

Der Panzer „Challenger" stellt eine Weiterentwicklung des britischen Standardpanzers „Chieftain" dar. Die ersten Serienfahrzeuge wurden 1983 an das in der BRD stationierte Panzerbataillon Royal Hussars geliefert. Ab 1985 sollen weitere drei Panzerbataillone insgesamt 240 dieser Kampfwagen erhalten. Ältere „Chieftain" werden statt dessen ausgesondert. Mit seiner Gefechtsmasse von 60 Tonnen bei einem Bodendruck von 0,96 kp/cm² ist der „Challenger" der schwerste im NATO-Truppengebrauch befindliche Kampfpanzer.

AR 3/85 — Typenblatt — Artilleriewaffen

85-mm-Flak Modell 1939 (UdSSR)



Taktisch-technische Daten:

Masse	4500 kg
Rohrlänge	4695 mm
Richtbereich	
horizontal	360 Grad
vertikal	−3 bis +82 Grad
Reichweite	
horizontal	15650 m
vertikal	10230 m
Entfernung des direkten Schießens	925 m
Feuergeschwindigkeit	12–20 Schuß/min
Geschoßmasse	9,20 kg
Anfangsgeschwindigkeit	880 m/s
Marschgeschwindigkeit	50 km/h
Bedienung	6 Mann

Die 85-mm-Fliegerabwehrkanone ist 1939 in die sowjetischen Streitkräfte eingeführt worden. Verbesserte Modifikationen folgten 1942 und 1944. Die Flak verschoß sowohl Splitter- als auch Panzergranaten. So konnte sie zum Bekämpfen von Luftzielen und auch von gepanzerten Fahrzeugen eingesetzt werden. Gut ausgebildete Geschützbedienungen schafften es, die Kanone in nur drei Minuten aus der Marsch- in die Gefechtslage zu überführen. Umgekehrt benötigte man eineinhalb Minuten.

AR 3/85 — Typenblatt — Kraftfahrzeuge

Feuerlösch-Kfz 8000 (Faun 8×8) (BRD)



Taktisch-technische Daten:

Gesamtmasse	23510 kg
Länge	10800 mm
Breite	2750 mm
Höhe	3160 mm
Antrieb	zwei luftgekühlte Diesel-V8-Motoren Deutz BF 8L 413F
Leistung	je 235 kW
Bodenfreiheit	420 mm
Wenderadius	12,8 m
Höchstgeschwindigkeit	96 km/h
Kraftstofftank	320 Liter
Löschanlage	
Wasser	8100 Liter
Löschpumpe	5000 Liter/min
Schaummittel	900 Liter
Wurfweite	65 Meter

Zur Bekämpfung von Bränden großer Flugzeuge erhielt die Bundeswehr der BRD in den Jahren 1977 bis 1980 insgesamt 84 Feuerlösch-Kfz 8000. Den Aufbau besorgte die holländische Firma Kronenburg. Mittels des zur Verfügung stehenden Wassers und des Schaummittels können etwa 80000 Liter Schaum erzeugt werden. Das reicht für die Beschäumung einer 10 m breiten und 750 m langen Fläche. Neben seiner eigentlichen Aufgabe kann das Fahrzeug auch zum Entaktivieren von Kampftechnik oder zum Trinkwassertransport verwendet werden.

Die Nacht mit dem Feind

Erzählung von Wassil Bykau

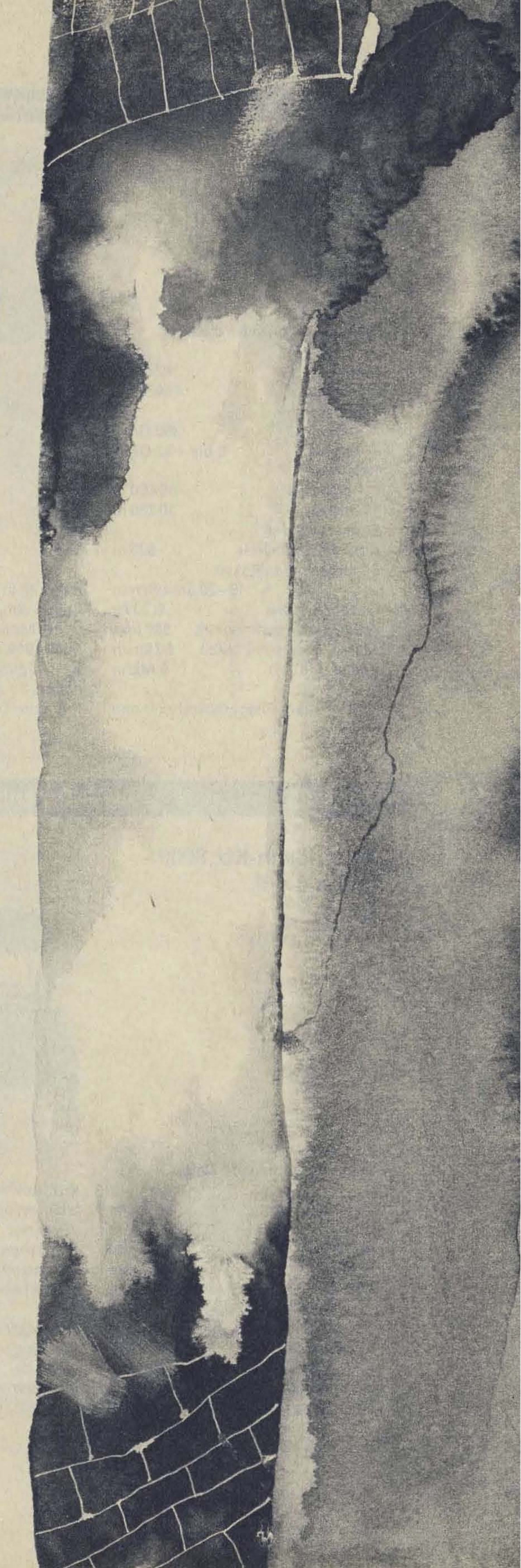
1 Urplötzlich waren die deutschen Stukas da. Betäubt verlangsamte der MPi-Schütze Iwan Woloka seinen Lauf, zog den Kopf zwischen die Schultern und duckte sich unter dem anschwellenden Jaulen der Bomben. Gleich darauf warf er sich jedoch deckungsuchend auf den schuttübersäten Gehsteig neben ein eisernes Gitter.

Die Bomben detonierten hinter der Umzäunung. Mit einem Seufzer erbebte die Erde, eine heiße Welle schlug Woloka prall auf den Rücken.

Schon setzten die Stukas heulend zum nächsten Angriff an. Inmitten der Staubwolke tauchten die geduckten, schweißnassen Rücken der Kameraden auf, jemand sprang über das Zaungitter und stürmte zur anderen Straßenseite hinüber. An einem dunklen Flicken auf der Schulter erkannte Woloka einen Gruppenführer aus seinem Zug. Erfreut, einen von den eigenen Leuten vor sich zu haben, sprang Woloka auf und folgte ihm gebückt.

Mit wenigen Sätzen hatte der Sergeant die Straße überquert und verschwand beim erneuten Heulen der Stukas in einem Torweg. Woloka war ein wenig zurückgeblieben. Hinter ihm donnerte eine Detonation, und als er, außer Atem, unter das rettende Gewölbe flüchtete, hätte er vor Überraschung beinahe aufgeschrien – vom Hof her kamen zwei Deutsche geradewegs auf ihn zugelaufen. Woloka stolperte, prallte zurück, aber auch die Deutschen hatten ihn offenbar nicht erwartet. Der vordere rief dem anderen etwas zu, für einen Moment blitzten in seinen weitaufgerissenen Augen Schreck und Erstaunen auf. Im selben Augenblick zog Woloka, ohne zu zielen, durch, die MPi tanzte von dem langen Feuerstoß, der Deutsche ließ den Karabiner fallen und schlug mit dem Gesicht aufs Pflaster. Wohin der andere verschwand, sah Woloka nicht.

Ringsum krachten Detonationen. In den Torweg wälzten sich Wolken roten Ziegelstaubs. Woloka duckte sich und stürmte durch die offene Tür. Drinnen führten Stufen nach unten. Woloka trat in der Eile fehl





und stürzte der Länge nach ins Dunkel. Seine Maschinenpistole, die ihn überholt hatte, schlug klirrend auf.
Woloka fand sich in einem Keller wieder.
Hier war es still und dunkel. Woloka rieb sich die geprellten Knie, horchte, stand langsam auf, tat einen Schritt und noch einen, bückte sich, um die verlorene Waffe zu suchen, und zuckte plötzlich zusammen – seine Finger waren auf etwas Warmes, Staubiges, unzweifelhaft Lebendiges gestoßen. Er kam nicht gleich darauf, daß es Füße in Stiefeln waren. Sie wurden ihm unter den Händen weggerissen. Im selben Moment stieß Woloka etwas Stumpfes und Schweres in den Rücken. Er stöhnte vor Schmerz auf, fiel jedoch nicht hin, bekam vielmehr, mit beiden Händen greifend, in der Dunkelheit ein Paar Beine zu fassen.
Ein Deutscher! durchzuckte es ihn.
Der Gegner verlor das Gleichgewicht und taumelte zurück, seine Hände packten jedoch Woloka am Kopf und schlossen sich um seinen Hals. Iwan spannte alle Kräfte an, um sich loszureißen, doch vergebens. Der Gegner beugte ihm den Kopf immer tiefer und versuchte, ihn zu überwältigen. Nachdem sich Iwan vom ersten Schreck erholt hatte, ermannte er sich, krallte sich in der Uniform des Deutschen fest und versetzte ihm, nachdem er mit den Füßen einen Halt gefunden hatte, mit der Wucht seines ganzen Körpers einen Stoß.
„Uch!"
Beide stürzten schwer zu Boden. Der Schmerz im zusammengepreßten Hals ließ Iwan keuchen. Er lag jetzt oben und suchte in der Dunkelheit mit den Beinen nach einem zuverlässigen Halt.
Nach einer Minute oder auch weniger hatte er seinen Kopf mit großer Anstrengung befreit und den Deutschen mit einem heftigen Ruck der Länge nach auf dem Boden ausgestreckt. Noch ein wenig ungläubig spürte Iwan, daß er stärker war als sein Gegner; nur daß der anscheinend gewandter oder vielleicht auch jünger war, denn kaum gelang es Woloka, im Dunkeln dessen kräftige Hände zu packen, als sie ihm auch schon wieder an der Kehle saßen.
Vor Schmerz brachte Iwan nur einen heiseren Laut heraus, vor seinen Augen tanzte gelbe Funken. Instinktiv verkrallte er sich in die Hände, die seinen Hals zusammenpreßten, und versuchte mit aller Kraft, sie aufzubrechen. Nach langen krampfhaften Anstrengungen gelang es ihm, die eine Hand loszubekommen, doch die andere glitt sofort tiefer und packte ihn am Kragen seiner zugeknöpften Feldbluse.
Woloka keuchte. Die Atemnot drohte ihm die Brust zu sprengen, ihm war, als würde im nächsten Augenblick sein Kehlkopfknorpel krachen, sein Bewußtsein sich trüben; da packte ihn die Angst, auf so häßliche Weise ums Leben zu kommen. Mit der Kraft der Verzweiflung stemmte er die Knie gegen den Boden, spannte alle Kräfte an und drehte den einen Arm des Gegners, der ihm am meisten zu schaffen machten, mit beiden Händen jäh zur Seite.
Das verschaffte Woloka Erleichterung. Er bekam die Kehle frei und gewann, wie es schien, allmählich die Oberhand über den Deutschen. Wut überkam ihn, der leidenschaftliche Drang zu töten – das verdoppelte

seine Kräfte. Strampelnd und schnaufend tastete er mit den Füßen nach der Wand, stemmte sich dagegen und warf sich mit dem ganzen Körper auf den Deutschen, so daß dieser wieder unten lag. Woloka knurrte etwas vor Schadenfreude und bekam, immer mehr in Raserei geratend, endlich den sehnigen Hals des anderen zu fassen.

Sein Gegner ließ in seinen Anstrengungen merklich nach und verteidigte sich nur noch, indem er Wolokas unerbittliche Hände umklammerte. Woloka ließ jedoch nicht locker, drückte ihn mit der Schulter nieder, schloß ihm die Hand fester um die Kehle und preßte sie zusammen. In diesem Augenblick geschah etwas Schreckliches.

Eine ungeheure Detonation dröhnte in den Ohren, der Fußboden stürzte ins Bodenlose, mit hundertfachem Donnern und Krachen brach das dunkle Gewölbe über die beiden hernieder. Stickiger Gestank füllte die Brust, in Kopf, Rücken und Beinen stach es schmerzhaft, etwas legte sich auf sie und benahm ihnen den Atem. Woloka war instinktiv aufgesprungen, hatte die Arme schützend über den Kopf gebreitetet, sich hilflos zusammengekrümmt, der einstürzenden Decke den schweißnassen, zerschlagenen Rücken darbietend, und vor Schmerzen die Zähne zusammengebissen.

Das Getöse legte sich gleich wieder, aber Wolokas ganzer Körper war unter einer bleiernen Last eingezwängt, so daß er sich nicht rühren konnte, nur in seinem Bewußtsein blitzte kurz und freudig der Gedanke auf: Ich lebe! Er bekam jedoch keine Luft und erstickte fast von dem schwefligen Trotylgestank, dem Sand und dem Staub.

2 Erstaunlich, daß er unversehrt geblieben war. Ringsum war nichts mehr von der früheren Dunkelheit, zugleich war auch die Kühle verschwunden, es war stickig, und überall türmten sich Ziegel und Betonschutthaufen. Zuerst dünkte es Woloka, als habe ihn die Explosion fortgeschleudert von der Stelle, wo er mit dem Deutschen gekämpft hatte; nachdem er sich jedoch im Dämmerlicht umgesehen hatte, erblickte er die schuttbedeckte Treppe, die er vor einer Weile heruntergestürzt war. Nur noch die sechs unteren Stufen waren zu sehen, darüber lag eine von der Decke niedergebrochene Betonplatte mit der Kante auf und versperrte den Ausgang.

Iwan wälzte sich herum, befreite die Arme und richtete sich hoch; auf den Beinen lagerte jedoch noch eine große Last. Er drehte sich auf die Seite und versuchte, sich zu erheben. Die Beine waren anscheinend heil, die Arme ebenfalls, nur der eine schmerzte am Ellbogen. Woloka schüttelte den Staub und Schutt von sich ab, stützte sich mit den Händen auf, zog erst das eine, dann das andere Bein unter Schutt und Ziegelsteinen hervor und setzte sich aufrecht.

Ja, hier war allerhand heruntergekommen. Durch eine Spalte drang ein dünner Sonnenstrahl in das Halbdunkel des Kellers.

Woloka schüttelte den Kopf, um den Sand aus den Ohren zu bekommen. Er stand auf und stolperte über die Trümmer der Treppe. Als er sich dort umsah, entdeckte er unter dem Schutt seine Maschinenpistole, zog sie hervor und säuberte sie mit dem Ärmel vom Staub. Daß er seine Waffe wiedergefunden hatte, beruhigte ihn. Er verschnaufte ein wenig und spürte erst jetzt, wie stark die Schulter schmerzte. Da fiel ihm auch der Deutsche wieder ein. Den hat's natürlich erwischt, der ist irgendwo in der Ecke verschüttet. Gott sei Dank brauchte ich den Kerl nicht zu erwürgen, dachte Woloka. Dem Toten gegenüber empfand er keinen Zorn mehr. Oben ratterten gedämpfte Feuerstöße. Er stieg hinauf, beugte den Kopf vor, betastete die über den Stufen hängende Betonplatte und stemmte sich mit aller Kraft dagegen, doch sie rührte sich nicht einmal – augenscheinlich lag etwas Schweres obenauf. Aber wie hier herauskommen? Nirgends war eine Öffnung, durch die er hätte hinausgelangen können.

Allmählich befiehl ihn Unruhe:

Ob ich schreie, um Hilfe rufe? Aber womöglich sind die Deutschen hier. Wer weiß, ob die Unsrigen die Grünanlage haben halten können. Der Bombenangrif hat den Deutschen bestimmt ganz schön geholfen.

Während Woloka noch stand und sorgenvoll darüber nachdachte, rührte sich plötzlich etwas in einem der Haufen, und ein Ziegelbrocken rollte herunter. Gleich darauf folgten noch einige Brocken. Woloka wurde aufmerksam und beugte sich später vor. Das hat mir gerade noch gefehlt! sagte er nicht mehr ängstlich, sondern nur noch verwundert zu sich selbst. Am Boden schimmerte eine mit Litze eingefaßte schwarze Schulterklappe, und das sandbepuderte Gesicht des Deutschen kam, grau vom Schutt, zum Vorschein. Die feucht glänzenden hellgrauen Augen starrten Woloka furchtsam an.

Woloka duckte sich innerlich (Bist also doch heil geblieben, verdammter Kerl!), und seine Linke griff nach dem Lauf der MPi. Doch die vorherige Angst war verschwunden, den angeschlagenen Feind fürchtete Woloka nicht mehr. Der Deutsche starrte ihn eine Zeitlang reglos an, dann wälzte er sich im Schutthaufen von einer Seite auf die andere. Dabei verzerrte sich sein Gesicht vor Schmerz; er unterdrückte ein Stöhnen und schloß kraftlos die Augen.

Töten! schoß es Woloka durch den Kopf, und er richtete gewohnheitsmäßig seine Waffe auf den Feind. Das war jetzt so leicht und so einfach. Aber wahrscheinlich deshalb zögerte Woloka. Der Deutsche bewegte sich wieder und versuchte, sich aus den Trümmern herauszuarbeiten. Na, kriech nur raus! Komm nur näher! ermunterte Woloka ihn in Gedanken und verfolgte wachsam jede Bewegung des Feindes. Kommst du raus, geht's dir hier an den Kragen!

Dies war der vierte Feind, der ihm unter die Hände geriet. Den ersten hatte er dreiundvierzig bei Prochorowka durch einen Schuß aus dem Graben verwundet, als die Deutschen angriffen. Der war ins Gras gestürzt, hatte sich umgedreht, Woloka erstaunt angesehen und sich nicht mehr gerührt. Der zweite hatte ihm ein wenig zu schaffen gemacht. Woloka hatte ihn im Graben verfolgt, der Deutsche hatte mit einer Nullacht geschossen und seinen Freund Makiwtschuk verwundet. Es war ein Offizier mit Schirmmütze gewesen; Woloka hatte ihn in die Enge getrieben und ihn mit dem Bajonett durchbohrt. Den dritten hatte er heute im Torweg erschossen. Und nun war dieser an der Reihe.

Doch auf einen hilflosen Deutschen zu schießen, ging ihm gegen das Gewissen. Er wartete ab, was weiter geschehen würde.
Dem Deutschen bereitete es ziemliche Mühe, sich herauszuarbeiten. Als er den einen Arm aus dem Schutt zog, verzerrte sich sein Gesicht wieder vor Schmerz. Er stöhnte auf, warf Woloka einen langen, flehenden Blick zu und erstarrte abermals kraftlos.
„Aha, 's wird dir sauer, du Hund!" knurrte Woloka. Der Deutsche bemühte sich, die Beine freizubekommen, auf denen ein Betonbrocken lag, und Woloka stand dabei und sah seinen vergeblichen Anstrengungen zu. Der Deutsche stöhnte, biß sich auf die Lippen und ließ den Kopf sinken. Sein so deutlich erkennbarer Schmerz teilte sich Woloka fast körperlich mit. Wahrscheinlich sind die Beine gebrochen, dachte er. Als er sah, daß sich der Deutsche nicht ohne fremde Hilfe befreien konnte, trat er gleichsam instinktiv näher, stemmte den Absatz gegen den großen, flachen Mauerbrocken und schob ihn beiseite.
Hinterher wunderte er sich über sein Verhalten. Der Deutsche bewegte sich nun freier, er stützte sich mit den Armen auf und zog die Beine allmählich aus dem Schutthaufen. Aha! Doch heil. Er war jetzt frei, hatte jedoch keine Eile, seine Freiheit zu nutzen (Anscheinend ist er bei dem Einsturz tüchtig gequetscht worden!). Woloka verbarg seine widersprüchliche, mit Mitleid gemischte Schadenfreude und beobachtete den Feind zurückhaltend.
Mit den Händen auf den schuttbedeckten Boden gestützt, saß der Deutsche eine ganze Weile da, offensichtlich außerstande, seine Schwäche und die Schmerzen zu überwinden. Die staubbepuderten Augenbrauen über der Nasenwurzel zusammengezogen, wartete Woloka mit der Maschinenpistole im Anschlag. Der Deutsche betastete immer wieder sein Knie und bewegte den Stiefel hin und her. Dann sah er erstaunt hoch, warf einen Blick auf Woloka und horchte. Von draußen drangen dumpf fernes Schießen und mehrere Detonationen herein; durch einen Spalt in der Decke rieselte Sand. Der Deutsche blickte nach oben, stand, als sei ihm plötzlich etwas eingefallen, hastig auf und humpelte zur Treppe.
Woloka, der keine Waffe bei dem anderen sah und wußte, daß jener ihm nicht entfliehen konnte, setzte sich seelenruhig auf einen Mauerbrocken und schaute dem Gegner überlegen zu. Die Maschinenpistole hatte er zwischen den Knien. Probier's nur! dachte er höhnisch, als er beobachtete, wie der Deutsche die Betonplatte über den Stufen anzuheben versuchte. Sosehr er sich auch anstrengte, die Platte rückte und rührte sich nicht.
Schleppend kam er die Stufen wieder herunter und setzte sich, das eine Bein mit den Händen umfassend. Voll heimlicher Neugier musterte Woloka die staubbedeckte, müde Gestalt mit dem Gefreitenwinkel auf dem bis zum Ellbogen aufgerissenen Ärmel. Da erblickte er plötzlich die Pistolentasche an der Hüfte des Deutschen. Eine neue Sorge: Was sollte er tun, wenn der andere wieder zu Kräften kam, noch dazu, da er eine Waffe besaß?
Unterdessen zog sich der Deutsche mit dem rechten Fuß den linken Stiefel aus, krempelte das Hosenbein hoch und verband das Knie mit dem Taschentuch. Das Knie war aufgeschlagen, und von der kleinen, aber stark blutenden Wunde war das Taschentuch bald durchnäßt. Bei diesem Anblick fiel Woloka das alte Verbandpäckchen ein, das er bereits seit einem Monat für alle Fälle bei sich trug. Er brauchte es jenem nicht zu geben, so leid tat ihm der angeschlagene Hitlersoldat gar nicht, doch eine gewisse menschliche Großmut trieb ihn, ihm zu helfen.
Der Deutsche, auf keine Hilfe gefaßt, zuckte zusammen, als das kleine Päckchen neben seinen Stiefel in den Schutt klatschte. Zuerst war er verwirrt, doch dann begriff er, und seine Augen leuchteten auf. Er murmelte „danke" und hob das Päckchen lächelnd auf. Sein Gesicht war nicht mehr jung, die sonnengebräunte Stirn war dicht von Falten durchzogen, und oberhalb der Schläfen glänzten kahle Stellen. Die wettergegerbten, unrasierten Wangen waren voller hellblonder Bartstoppeln. Woloka beobachtete den Feind aufmerksam, unschlüssig, wie er sich weiter verhalten sollte, und fühlte nur instinktiv, daß er auf der Hut sein mußte. Der Deutsche krempelte die Hosen noch etwas höher und wickelte sich behutsam die Binde ums Knie. Dabei wiegte er sich hin und her, so daß die Wange mit der breiten, schrägen Narbe neben dem Ohr – der unauslöschlichen Spur eines Splitters – immer wieder in das Lichtbündel geriet. Beim Anblick dieser Narbe lächelte Woloka innerlich: Genauso eine Narbe hatte er auf der linken Seite – ein Andenken an die Kämpfe bei Kursk. Der Deutsche seinerseits blickte auf und sah Woloka verlegen an.
Doch das gegenseitige Betrachten währte nicht lange. Wieder erbebte die Erde von Detonationen. Allem Anschein nach feuerte ein sowjetisches Salvengeschütz „Katjuscha" oder ein deutscher Nebelwerfer. Woloka hob den Kopf und lauschte angespannt. Der Deutsche erstarrte, das lose Verbandende straff angezogen, und wartete ebenfalls, den Blick unverwandt zur Decke gerichtet. Aber die Detonationen verstummten allmählich, der letzte Sand rieselte durch die Spalten, und wieder war es ruhig.
Das Schießen hatte Woloka beunruhigt. Es galt, etwas zu unternehmen, irgendwie herauszukommen. Daß dieser Deutsche aber auch gerade hierher geraten mußte! Doch der Deutsche war wehrlos, niedergedrückt und hatte bei dem Einsturz offenbar tüchtig gelitten. Woloka hingegen besaß eine Maschinenpistole, vertraute auf sich und seine Kraft. Außerdem hatte er nicht einen Hitlersoldaten der ersten Kriegstage mit der Blitzkriegsvisage vor sich, sondern einen bereits gealterten, müden Mann, der augenscheinlich nicht wenig durchgemacht hatte. Der Deutsche schwieg, es war jedoch nicht schwer, zu erraten, was er jetzt fühlte, und nur seine Uniform ließ Woloka nicht vergessen, daß er einen Feind vor sich hatte. Mit mißtrauischem Blick warf Woloka die Maschinenpistole über die Schulter und kletterte auf einen Haufen, zur halbzerstörten, geborstenen Decke empor.
Er mußte eine Öffnung zum Hinausgelangen finden.

3

An manchen Stellen waren die Spalten ziemlich breit, so daß man die Finger hineinzwängen konnte, aber fest zupacken – daran war nicht zu denken. Den Kopf im Nacken, betrachtete Woloka

lange die Decke, dann drückte er von unten her kräftig gegen das Bruchstück, neben dem der Lichtstrahl hereindrang. Sofort rieselte durch die Spalte Sand und Schutt. Woloka verzog das Gesicht, drehte den Kopf zur Seite und strengte sich noch mehr an, um die Platte zu lockern.
Dabei ließ er den Deutschen keinen Moment aus den Augen, verfolgte jede seiner Bewegungen. Zuerst sah der Deutsche Woloka neugierig zu, dann stand er etwas unsicher auf. Sofort ließ Woloka die Platte los und griff nach der MPi. Doch der andere lächelte gutmütig, klopfte auf die Pistolentasche und sagte beruhigend: „Nein, nein." Dabei winkte er ab. Die Pistolentasche war anscheinend wirklich leer. Woloka ließ die MPi jedoch nur langsam und voller Mißtrauen sinken und fluchte innerlich – er übte unwillkürlich erneut gespannte Wachsamkeit gegenüber diesem Feind. Unterdessen arbeitete sich der Deutsche humpelnd und mit den Armen schlenkernd auf den Schuttberg herauf, betrachtete die Spalten und schob an einer Stelle die Finger in die Ritze.

Zwei Paar Hände stemmten sich gegen den Betonbrocken.
Sehr merkwürdig war das alles.
Hätte jemand Woloka vorher so etwas erzählt, er hätte es nicht für möglich gehalten. Nun hatte sich alles wie von selbst so ergeben, und er vermochte sich nicht einmal Vorwürfe deswegen zu machen. Noch kurz zuvor hatten sie, ohne sich zu sehen und ohne sich zu kennen, in dem Keller auf Tod und Leben miteinander gerungen, voll Wut und grimmigem Haß. Jetzt aber versuchten sie einträchtig, als sei nichts zwischen ihnen vorgefallen, den Betonbrocken hochzustemmen, um aus der gemeinsamen Notlage herauszukommen.
Die Platte bewegte sich etwas – ein wenig nach oben, ein wenig nach unten –, nach wie vor rieselte Dreck aus den Spalten, und Woloka glaubte, es werde ihnen gelingen, sie lockerzurütteln und herauszureißen. Von Zeit zu Zeit warf er einen verstohlenen Blick auf den Deutschen, der sich mit hochgereckten Armen bemühte, seine Bewegungen denen Wolokas anzupassen. Woloka hörte das Keuchen des Deutschen und das Trampeln seiner Stiefel, und infolge ihrer Nähe oder ihrer gut aufeinander abgestimmten gemeinsamen Anstrengungen nahm die Feindseligkeit, die er während der ganzen Zeit empfunden hatte, allmählich ab. Woloka, der diese Veränderung in seinem Innern unklar fühlte, verlor seine Selbstsicherheit; das



Ganze war ihm noch immer ein unlösbares Rätsel.
So ruckten sie etwa zehn Minuten an der Platte, doch sie gab nicht nach. Der Atem des Deutschen ging keuchend, und auch Woloka war erschöpft; so ließ er schließlich die Arme sinken. „So ein Mist!" sagte Woloka und betrachtete sorgenvoll die Decke. „Es langt nicht."
„Ja, ja", sagte der Deutsche leise. Auch er sah bedauernd zur Decke und fuhr dann zu Wolokas Überraschung fort: „Zuwenig Kraft, malo sily."
Woloka hob die sandigen Augenbrauen und sah den Deutschen erstaunt an. Er versteht Russisch, der Teufelskerl!
„Du versteh russki?"
„Malo, malo", antwortete der Deutsche schmunzelnd. „Witebsk bei russka Frau, bei grashdanka, malo hab gelernt, utschil." „Sieh einer an! Ist das ein Fokus!"
Woloka stieg vom Ziegelhaufen herunter, setzte sich auf das Ende des verbogenen Trägers und langte in die Tasche – er hatte Lust bekommen zu rauchen, „sich den Kopf klarzumachen". Die Maschinenpistole behielt er trotzdem zwischen den Knien. Der Deutsche ließ sich gleichfalls nieder, wo er stand, unmittelbar unter dem Lichtstrahl, auf einem Ziegelstein.
„Fokus, Fokus. Kenn ich nicht, ne snai, schto jest takoi", sagte er, vor Schmerzen das Gesicht verziehend.
„Tja, mein Lieber!" Woloka lächelte zum erstenmal. „So auf Anhieb verstehst du es doch nicht."
Mit seinen schwieligen Fingern knüpfte er den mit Hähnchen bestickten Tabaksbeutel auf, holte ziehharmonikaartig gefaltetes Papier hervor, riß ein Stück für eine Zigarette ab, schüttete Machorka darauf und verteilte ihn gleichmäßig. Dann drehte er das Ganze ein paarmal, hielt jedoch inne, warf einen Blick auf den Deutschen, überlegte – und warf ihm den Tabaksbeutel zu.
„Da, fang!"
Der Deutsche, der die russischen Worte wohl nicht verstanden hatte, schlug die Hände ein wenig zu spät zusammen; trotzdem erwischte er den Tabaksbeutel noch dicht über den Stiefeln.
„Oh, russki machorka!" sagte er und schnupperte erst mit dem einen, dann mit dem anderen Nasenloch an dem Soldatenknaster. Dann zog er ungeschickt die Schnüre auseinander und drehte sich eine unförmige Zigarette.
Jeder zündete sich seine Zigarette selber an: Woloka mit einem Streichholz, das sich in seiner breitgequetschten Schachtel fand, der Deutsche mit einem Feuerzeug, das kunstvoll in Form einer blanken kleinen Pistole gefertigt war. Nachdem Woloka den ersten Zug genossen hatte, sah er den Deutschen aufmerksam an.

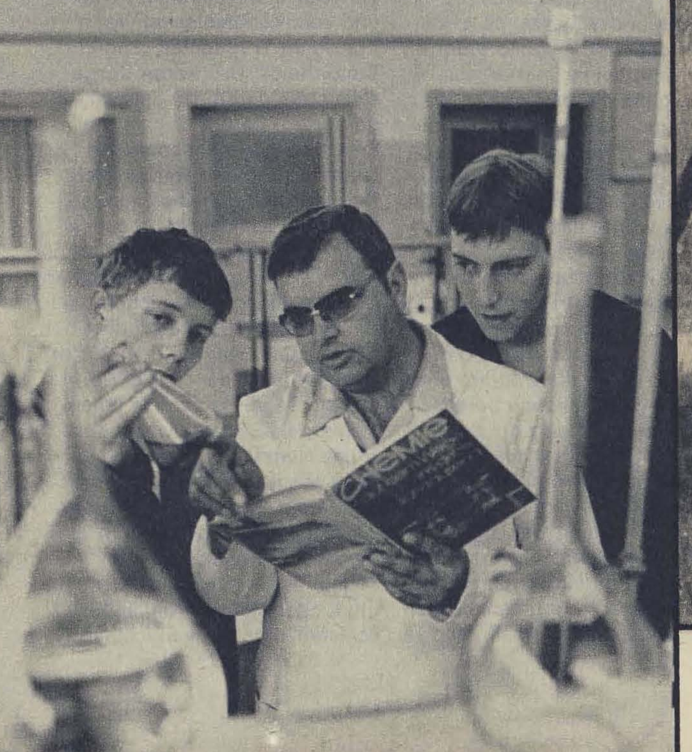
Fortsetzung auf Seite 88





Wer kommandiert Familie N.?





Man wird doch einmal fragen dürfen. Kann sein, daß da in unserem Inneren ein Widerspruchsgeist die vorgestellte Unterlippe hebt: Wo gibt's denn solches hier und heutzutage, kommandiere da irgendwer irgendeine Familie? Überzeugt vielleicht. Das ist schließlich was anderes. Er hat ja recht, unser innerer Geist. Aber was hilft's? Er kann uns auch nicht erklären, warum die Familie, die in Bad Düben, einem Kurort im Bezirk Leipzig, zu Hause ist, am Wochenende quer durch die Heide radelt, ganz ohne äußeren Zuspruch. Die innere Stimme weiß auch nicht, weshalb abends im Wohnzimmer musiziert wird oder lebhaft über Literatur gestritten. Wir wissen vorerst nur, daß es so ist. Nein, nicht eine der Fragen kann unser Geist beantworten. Nicht, warum Vater Karl-Heinz und Mutter Ingrid vor Jahren im Mecklenburgischen sich für den militärischen Beruf entschieden haben. Nicht, warum Tochter Kathrin und Sohn Tino meinen – obwohl sie durch das Beispiel der Eltern längst begriffen haben, der Soldatendienst ist nicht nur eitel Sonnenschein – für sie gäbe es nur diesen einen Lebensberuf. Fragen zur Genüge also. Die wird man doch einmal laut äußern können. Nun wird Freund Widerspruchsgeist neugierig, klingelt bei Familie Nietzschmann an der Wohnungstür: Guten Tag, wir hätten nur mal eine Frage ...

Da schauen sich die vier Nietzschmanns verwundert an, dann die Fragesteller: Was soll denn das nun wieder? Ach, kommen Sie doch erst einmal herein!

Die Sache sei eigentlich sehr leicht zu erklären, so hören wir. Kommandieren würde niemand, weil ...

Und dann kommt es wie meist bei dem ganz Einfachen, man denkt vor lauter Schwierigem selten darüber nach, weiß es folgerichtig nur schwer zu benennen.

Also: Sie verstehen sich ohne laute Kommandos. Stabsfeldwebel Ingrid, die Sachbearbeiterin in

der Militärtechnischen Schule „Harry Kuhn", Stabsfähnrich Karl-Heinz, der ein Hochschul-Fernstudium absolvierte und heute in der genannten Lehreinrichtung der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung Unteroffiziersschüler zu Spezialisten auf dem Gebiet der Treib- und Schmierstoffe heranbildet, Kathrin, die nach dem Abitur in der Militärpolitischen Hochschule ein Studium für künftige Kulturoffiziere aufnehmen wird, und Tino, der von allem etwas können möchte und deshalb Fähnrich bei den mot. Schützen als Berufsziel nennt. Ob Kathrin später mit dem höchsten Dienstgrad die Familie antreten läßt? Nee, kommt es breit und längst nicht mehr Mecklenburgisch, da bleibt die Mutti vorn. „Nein", verbessert sie sich auf Hochdeutsch, „den Rat der Eltern möchte ich später nicht missen."
Beim sonntäglichen Radbummel durch die Umgebung von Bad Düben kommandiere auch niemand. Höchstens mal Karl-Heinz Nietzschmann mit seinem zugegebenermaßen recht lauten Organ. Und eins ... und zwei! Bemüht, das vorgegebene Tempo beizuhalten. Und dieses wiederum bestimmt vorweg Frau Ingrid ohne jedes Wort. Der Vater hat das Sagen, das Kommandieren demnach wohl kaum. Auch nicht, wenn sie gemeinsam zur Gitarrenbegleitung singen unterwegs bei der Rast. Ein kulturelles Picknick sozusagen. Da singt Kathrin den Text und die Melodie vor, womit sie auch beim Kreisausscheid der Jungen Talente Erfolg hatte: Wie stelle ich mir unsere Zukunft vor?
Höhenflugsambitionen etwa? Kathrin bleibt mit den Füßen auf der Erde. Liedermacherin will sie nicht werden. Mit Kultur sich beschäftigen auf jeden Fall. Nicht nur jetzt als Kulturfunktionär in der FDJ. Wer aber glaubt, auf die Frage nach den Lieblingsfächern käme automatisch Musik oder Kunstgeschichte oder Deutsch als Antwort, der hat wieder einmal zu einfach gedacht. Russisch nennt Kathrin, und Staatsbürgerkunde. Das brauche man im Leben. Doch nicht reines Nützlichkeitsdenken bestimmt ihre Antwort. Das Vorbild der Pädagogen spielt da eine gewichtige Rolle. Die Staatsbürgerkundelehrerin zum Beispiel, Frau Michlik. Direkt angesprochen habe diese niemanden in der Klasse, ob er Berufssoldat werden wolle. Aber im Unterricht bei ihr merke man, wie wichtig dieser Beruf ist. Da könne man keine großen Worte machen, da müsse man sich konkret entscheiden. Auch das sei ein Stück Geist unserer Zeit. Frau Michlik würde das sicher anders und besser ausdrücken.



Nicht nur für heute, auch für die vergangenen Jahre kann sich keiner der „Nietzschmänner" erinnern, daß ihn irgendwer kommandiert habe, die Uniform anzuziehen. Als Schuljunge bereits hatte sich Karl-Heinz die zwei Jahre jüngere Ingrid zur Freundin auserwählt. Niemand hätte geglaubt, daß das damals eine Lebensentscheidung war. Ingrid wollte eigentlich Lehrerin werden, studierte dann Finanzökonomie. Karl-Heinz verpflichtete sich auf drei Jahre zur Armee, fand Gefallen an der Ausbildung und Erziehung der Soldaten und blieb dabei. Die Entscheidung trafen er und seine Frau. Doch mit besonderer Hochachtung sprechen beide noch heute vom Politstellvertreter Oberstleutnant Müller und vom Kompaniechef Major Krause im Truppenteil „Rudolf Breitscheid". Das waren Vorgesetzte, die durch das Beispiel begeisterten. Da war der eigene Entschluß gar nicht so schwer.
Doch nicht immer war es leicht für die Familie. Kleine Dienststellen waren es zumeist, in denen Genosse Nietzschmann seine Aufgaben als Hauptfeldwebel, später in verschiedenen Bereichen der rückwärtigen Dienste erfüllte: der nächste Ort zwar mit dem Bus erreichbar, aber der fuhr nur dreimal am Tage. So auch in jenem Winter, als Stabsfeldwebel Karl-Heinz Nietzschmann einen Lehrgang absolvierte. Jeden Morgen mußte die junge Frau den Sohn zur Krippe, die Tochter zum Kindergarten bringen. Sie selbst arbeitete in der Kreisstadt. Damit die Kinder eine Stunde länger schlafen konnten, verzichtete

Frau Nietzschmann auf den Bus. Mit dem Fahrrad ging es über vereiste und verschneite Landstraßen. Wenn damals nicht so oft die Nachbarn geholfen hätten ...
Niemand sprach da etwa von jenem Geist unserer Gesellschaft, in der einer für den anderen einsteht. Ganz selbstverständlich – auch wenn man sich nur flüchtig kennt, sich später durch Wechsel der Dienststelle aus den Augen verliert, sich jedoch gern einander erinnert. Man macht kein Aufhebens davon. Damals überlegte Ingrid lange, ob es nicht besser wäre für die Familie, würde sie in der Kaserne arbeiten. Besser sogar in zweierlei Hinsicht – das sagt sie heute und lächelt über ihre Verärgerung in den ersten Monaten. Unteroffizier Nietzschmann, I. konnte damals schrecklich über jene Männer giften, die ihren Kopf augenscheinlich nur dazu hatten, um einer uniformierten Frau nachzuschauen und alberne Bemerkungen zu machen. Doch sie ließ sich nichts anmerken, denn schon damals galt, was Oberstleutnant Gittel von der Politabteilung der Schule heute über sie sagt: „Sie wird von allen geschätzt wegen ihrer Akkuratesse, ihrer Ruhe und Sachlichkeit; manchmal ist sie zu höflich und bescheiden".
Doch es scheint, daß sie gerade darum in der Schule und zu Hause stärker überzeugt, als wenn sie lange Reden führen würde. Wie gesagt, es hat den ernsthaften Anschein.
Und doch freuen sich die Nietzschmanns, wenn Post eintrifft von ehemaligen Unteroffiziersschülern, die sich gern an das halbe Jahr in Bad Düben erinnern, die sich jetzt im Nachhinein für den Beruf eines Unteroffiziers oder Fähnrichs entschieden haben und als einen Grund ihrer Entscheidung das Beispiel der Dübener nennen. Auch das der Nietzschmanns. Mit denen konnte man über alles sprechen, so schreiben sie heute. Da tauschte man sich über politische Fragen aus und über Literatur. Da besuchte man gemeinsam Theaterveranstaltungen und Konzerte. Für manch einen wurde das später festes Bedürfnis. Und da wurde auch zusammen gesungen, nicht nur beim Bratwurstessen in Nietzschmanns Garten.
Nur – Eisbaden geht Stabsfähnrich N. nach wie vor allein, dazu konnte er noch immer keinen begeistern.
Das persönliche Beispiel. Oft wird über Vorbildwirkung geschrieben und gesprochen. Jeder kennt aus eigenem Erleben Zeitgenossen wie unsere Nietzschmanns, die sich ernsthaft dagegen verwahren, als Vorbild hingestellt zu werden. Die sagen: Wir erfüllen unsere Aufgabe, das sind wir uns und unserer Gesellschaft schuldig, das ist selbstverständlich, da braucht uns auch niemand zu kommandieren.
Und darüber wird man doch wirklich einmal nachdenken können.

Text: Major Volker Schubert
Bild: Manfred Uhlenhut

Fortsetzung von Seite 83

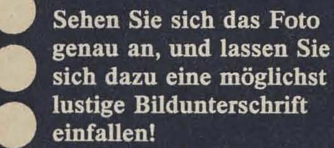
„Was machen wir nun? Wie kommen wir hier raus?"
„Ja, ja." Der Deutsche nickte. „Weg hier. Idi, nado idi. Tuda, nawerch." Er zeigte mit dem Finger zur geborstenen, aber noch festen Decke.
„Komischer Kauz!" sagte Woloka verwundert. „Natürlich nach oben. Nicht nach unten. Aber wie?"
Es bleibt offen, wieviel der Deutsche von diesen Worten verstanden hatte, jedenfalls ließ er seinen Blick sorgenvoll über die Wände und den dunklen Winkel unter der Treppe gleiten und musterte die Decke.
„Arbeit nado." Er wies mit dem Kopf auf die dunkelste Ecke, die voller Ziegelschutt lag. „Arbeit. Mnoga, mnoga Arbeit." „Natürlich Arbeit. Was du sein? Arbeiter oder ... Bauer?" fragte Woloka.
Der Deutsche sah ihn mit gekrauster Stirn an.
„Ja, ja", antwortete er freudig, nachdem er die Frage verstanden hatte. „Arbeiter! Tischler. Kak po russki?"
Da ihm das russische Wort nicht einfiel, machte er mit beiden Händen die Bewegung des Hobelns, und Woloka fragte verwundert: „Stoljar?"
„Ja, ja", bestätigte der Deutsche.
„Ist das ein Fokus! Ich bin auch Tischler. Ich bin Tischler!" schrie Woloka, sich mit dem Finger an die Brust tippend, auf russisch, als könne der Deutsche laute Worte besser verstehen.
Er schien sie tatsächlich verstanden zu haben, lächelte kurz durch den Rauch hindurch und sog am Rest der Machorkazigarette.
„Ich Haus – dom – arbeiten. Mnoga, mnoga Haus", sagte er und deutete mit den Händen ein Dach an.
„Ich auch chaus gebaut", sagte Woloka und legte zum besseren Verständnis die Hände zusammen. „Balkenbinder hab ich gemacht. Russischer Winkel. Ich versteh was vom Handwerk." „Gut, gut." Der Deutsche nickte befriedigt.
„Ich kenn mich aus. Da gibt's noch ‚rigel' und ‚rejsmas' – das sind Bezeichnungen von euch."
„Ja, ja, Riegel! Reißmaß!" wiederholte der Deutsche wie ein Echo die auch ihm vertrauten Worte. Dann wurde er ernst und stand auf, nachdem Woloka seine Zigarette zu Ende geraucht hatte. „Nado idi!" sagte er und wies nach oben.
Woloka erhob sich ebenfalls, nahm die Maschinenpistole und betrachtete sie unschlüssig; er wußte nicht, wohin damit. Nach kurzem Überlegen streifte er den Traggurt über den Kopf, so daß sie ihm auf dem Rükken hing.
Der Deutsche kletterte ganz nach oben, bückte sich dort im Dunkeln und begann die Ziegeltrümmer herunterzuwerfen. In seiner Haltung fand Woloka nichts Feindseliges, keine Hinterhältigkeit mehr, der Deutsche war schlicht, aufgeweckt, und aus kaum merklichen Anzeichen war zu erkennen, daß er ein feinfühliger und offener Charakter war. Woloka kletterte zu ihm hinauf und fragte ihn, sein restliches Mißtrauen unterdrückend, auf russisch: „Wie heißt du?"
Der Deutsche unterbrach seine Arbeit und wandte ihm das Gesicht zu – er hatte die Frage nicht verstanden.
„Wie du heißen!" sagte Woloka lauter, als sei der andere schwerhörig. „Ich heiß Iwan, und du? Hans? Fritz?"
„Fritz! Ja, ja! Fritz Hagemann", gab der Deutsche, froh, daß er verstand, bereitwillig Auskunft und lachte. „Ich Fritz und du Iwan. Gut!" Er lachte erneut, wobei sich sein nicht mehr junges Gesicht in lauter Fältchen legte.
„Gut schon", sagte Woloka, ohne sich von der Heiterkeit des anderen anstecken zu lassen. „Aber nicht sehr. Wenn wir rausgekrochen sind, was ist dann?"

4

Nach geraumer Zeit – sie konnten bereits aufrecht unter der Decke stehen – stießen sie auf ein Loch, das schräg nach oben führte, nur daß es von einer Unmasse Ziegelbrocken zugeschüttet war. Der helle Sonnenstrahl war verschwunden. Nachdem sich ihre Augen allmählich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnten sie die Dinge in nächster Nähe erkennen, und so arbeiteten sie weiter. Daß sie doch noch ein Loch gefunden hatten, erfüllte Iwan mit neuer Zuversicht; der Gedanke, auf so dumme Weise sein Leben zu verlieren, kam ihm nicht mehr. Doch dieses Gefühl wurde von einer neuen Sorge verdrängt, die ihn immer stärker bedrückte.
Welcher böse Geist hat mich, den Sowjetsoldaten, so blödsinnig mit einem Feind zusammengesperrt? dachte Iwan. Gewiß, solange sie noch hier unten waren und sich gemeinsam hinausarbeiteten, war gegen eine gewisse Kameradschaft nichts einzuwenden, aber wie sollte er sich verhalten, wenn sie endlich draußen waren? Und wer war jetzt oben: die eigenen Leute oder der Feind? Waren es die eigenen, dann ging es noch an – dann konnte er den Deutschen als Gefangenen abliefern. Aber wenn da nun die Faschisten waren? Wieder mit ihm kämpfen? War es da nicht besser, ihn noch hier zu erschießen? Doch dabei fühlte er undeutlich, daß er diesen Menschen jetzt nicht mehr erschießen konnte. Wie sollte er ihn auch töten können, jetzt, da die wichtigste Voraussetzung dafür, der gegenseitige Haß, zwischen ihnen erloschen war, da sich der in der feindlichen Uniform plötzlich als einfacher, fleißiger, ganz gewöhnlicher Mensch entpuppt hatte, der sich auch Iwan gegenüber nicht mehr als Feind, sondern als Helfer und Freund zeigte? Anscheinend war dieser Deutsche ganz und gar nicht schlecht, und Iwan empfand innerlich sogar ein gewisses Unbehagen, weil er ihn noch vor kurzem beinahe erwürgt hätte.
Äußerlich machte der Deutsche ja einen ganz guten Eindruck und war fleißig, aber wer wußte, was in seinem Kopf vorging? In Gefangenschaft oder als Gefallene schienen sie alle gut zu sein, aber wer hatte denn so viel Unheil über die Menschheit gebracht, wer hatte soviel getötet, verbrannt und geplündert, wer hatte die ganze Welt in Blut ertränkt? Und was würden die Kameraden und die Vorgesetzten sagen, wenn sie erführen, daß er hier mit diesem Fritz zusammen Machorka rauchte? Die Entscheidung, wie er sich in dieser ungewöhnlichen und sinnlos-verworrenen Situation verhalten sollte, fiel Iwan schwer.

Lesen Sie bitte den Schluß im nächsten Heft.

ar foto cross



Sehen Sie sich das Foto genau an, und lassen Sie sich dazu eine möglichst lustige Bildunterschrift einfallen!
Wenn Sie eine (oder auch mehrere) gefunden haben, schreiben Sie dieselbe auf eine Postkarte (!) und schicken das Ganze bis 10.4.1985 an

Redaktion
„Armee-Rundschau“
1055 Berlin
Postfach 46 130
Kennwort: Fotocross

Die 3 originellsten Ideen werden mit Buchpreisen belohnt und im Heft 6/85 veröffentlicht.



Fotocross-Gewinner aus Heft 12/84

Ute Krahlisch, 7904 Elsterwerda

„Ist das nun der Vorspringer, oder sucht der Storch wieder Futter?“

Dr. Willi Hutkessel, 7022 Leipzig

„Diese Saukälte! Hoffentlich bringt der Glaser bald die Scheiben ...“

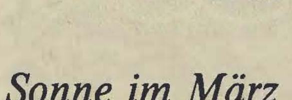
Rolf Müller, 7232 Bad Lausick

Im Nu erkennt das Kampfgericht, wer gut war oder wer's noch ist.

Die Preise wurden den Gewinnern mit der Post zugestellt.
Danke fürs Mitmachen!



Bild: Manfred Uhlenhut



Sonne im März

Die Sonne geht halb sieben auf
und geht halb sieben unter,
macht nach und nach bei ihrem Lauf
die Märzenbecher munter.

Da singen sich die Amseln ein
und klingen schon ganz sauber.
Auch das bewirkt der Sonnenschein.
Es steckt in ihm ein Zauber.

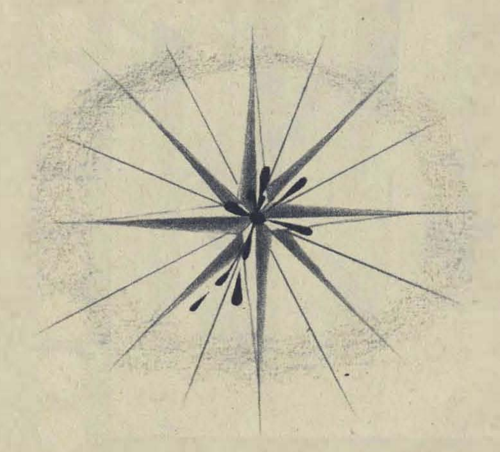
Du spürst die Sonnenfreundlichkeit
sogar beim Wacheschieben
und schiebst am liebsten in der Zeit:
halb sieben bis halb sieben.

Stabsfeldwebel d.R. Helmut Stöhr

Windrichtungen

Für die,
die sich nur nach dem Winde richten,
kann Windstille
tödlich sein.

Oberleutnant Hans-Jochen Last





Reservistenübung

Mit zuverlässiger Hand führt der Schlosser das Werkzeug,
der Lehrer sucht mit seinen Schülern die kluge Lösung,
der starke Arm des Bauern hält das Lenkrad,
mit Ausdauer prüft ein Mann die Belege.

Und da hinein der Ruf:
Reservistenübung!

Und so fehlt dem Werkzeug der Schlosser,
dem Schüler die kluge Lösung,
dem Lenkrad der starke Arm
und dem Beleg die prüfende Ausdauer.

Aber zuverlässige Hände ergreifen die Waffen.
Auf der Gefechtskarte ist die kluge Lösung eingezeichnet.
Der starke Arm steuert den Panzer.
Und mit Ausdauer wird der Radarschirm beobachtet.

Oberleutnant d. R. Eckhard Erxleben

Der Soldat lebt

Der Soldat lebt, solange
seine Wunden bluten,
solange seine Trommel Herz
zum Kämpfen schlägt,
solange im Bewußtsein steht,
daß die Erde
nur den Menschen tragen kann,
wenn der Mensch
die Erde trägt.

Reinhard Wulff



Der Soldatenmantel

Kein Schneesturm gerbte ihn bisher,
noch näßte ihn der Regen,
soeben wurde er
an den Soldaten ausgegeben ...
Und der Soldat in Reih und Glied
strafft jetzt seinen Körper,
bevor er jene zweite Haut,
die wärmt und schützt,
sich überzieht.
Und ich erinnre mich,
Frühling wars,
wir stürmten vorwärts,
bis man auch den Schlaf vergaß.
Die heißen Wege brannten
fast die Füße taub,
die neuen Mäntel:
grau von Dreck und Staub.
In dunklen Nächten
fiel ich wie ein Stein
aufs Manteltuch,
schlief ein.
Und unvergessen
ist auch dies:
Märsche,
wie am Abgrund entlang,
Schneestürme wirbelten,
Frostwind blies,
kein Weg von Wehen frei,
die Kälte drang
in den Stoff,
und der Mantel war hart,
war schwer wie Blei.
Feuer zu entfachen
bestand Verbot,
doch ohne Müdsein schlägt das Herz,
wenn die Erstarrung droht,
und auch der Mantel würde bald
uns wieder wärmer machen,
denn wir waren –
Menschen sehr verschiedner Art –
inmitten
jener Härten zu dem Schluß gekommen:
dieser Mantel, er bewahrt
die Wärme unsrer Väter,
und für uns, für Kämpfer,
ist er zugeschnitten.

Nikolai Malaschitsch, UdSSR
Nachdichtung: Leutnant d. R. Reiner Bonack

Kleines Lied

Ein Lieb' ist mir erfroren
noch vor dem ersten Frost.
Es war, wie sie verloren,
als wär' ein Wein vergoren,
ein frischer, sprudelnder Most.

Bald reifen wieder die Reben,
ich denk' an dich nicht mehr.
Manchmal tief innen ein Beben ...
Doch wüßt' ich dich vergeben,
das Herz wär' mir seltsam schwer.

Leutnant d. R. Uwe Scheffler

Träume

Laß' deine Träume schweben,
wenn es dir selber nutzt,
weil der Alltag, weil das Leben
ihnen schon die Flügel stutzt.

Major Hajo Jacobs

Mütter unser

Mütter unser,
die ihr seid auf Erden,
achtet nicht allein
auf euern Sohn;
achtet, daß nicht
Kinder Hungers sterben,
achtet, daß nicht
Kugeln Herzen töten,
achtet auf das Glück
der vielen:
damit auch glücklich
sein kann:
euer Sohn.

Eckhard Bahr



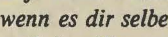




Illustration: Wolfgang Würfel
Redaktion: Oberstleutnant Waldemar Seiffert

Die Trommler von der Hardthöhe

Merkwürdige Namen haben sie im Bundeswehrjargon: „Handverlesene Spitzenoffiziere" nennt man sie oder „Profis in Uniform". Für BRD-Verteidigungsminister Wörner sind sie „sehr wichtige Informationsträger", denen man alle Wege ebnen müsse: „Ich persönlich stufe ihre Arbeit als außergewöhnlich bedeutungsvoll ein und werde sie in jeder Art unterstützen."

Wer sind jene „Spitzenoffiziere", die da über den grünen Klee gelobt werden?

Bekannt ist ihre Anzahl: Es sind fünfundsechzig. Auf den ersten Blick nicht viel also.

Bekannt ist auch die Dienststellung, die sie einnehmen: Jugendoffizier. Ihnen zur Seite stehen jedoch weitere 600 Offiziere und 600 Unteroffiziere, die man gleichfalls so bezeichnet. Nur ist ihre Tätigkeit *nicht* haupt-, *sondern* nebenamtlicher Natur.

Warum solch ein Rummel um 65 Offiziere und ihre Gehilfen?

Gehen wir der Reihe nach vor.

Die Bundeswehr braucht Soldaten. Nicht nur irgendwelche, sondern nach den Worten des ehemaligen Referenten der Abteilung I/6 im Führungsstab der Bundeswehr, Oberst Karl Zimmer, „einen zu Treue und Gehorsam erzogenen jungen Mann". Gemeint ist natürlich ein treudeutsch erzogener, dem Imperialismus blindlings gehorchender und den aggressiven Kräften folgender Soldat.



Nun kommt allerdings auch der Bundesbürger nicht als geborener Antikommunist auf die Welt. Dazu muß er erst gemacht werden. Viele tun dies: Rundfunk und Fernsehen, die Presse, der bürgerliche Film, die systemtragenden Parteien, Altnazis, die Lehrer in der Schule sowie Eltern, die sich dem ideologischen Dauerbeschuß angepaßt haben – und auch Angehörige der Bundeswehr. Sie alle blasen prinzipiell in das gleiche antikommunistische Horn und formen somit die Auffassungen der Jugendlichen von „gut" und „böse", von „Recht" und „Unrecht". Das Prinzip ist einfach. Johannes R. Becher hat es einmal treffend formuliert: „Der Kapitalismus unterzieht den Menschen einer großangelegten Entwöhnungskur im Denken ... Man sagt nicht: Denken ist verboten, eigene Gedanken sind nicht erwünscht – man produziert das gewünschte Denken in solchen Massen, daß gegenüber dieser Denkmasse das eigene Denken gar nicht mehr aufkommt, und das gewünschte Denken wird den Gehirnen so raffiniert infiltriert, daß den Menschen das gewünschte fremde Denken als ihre eigene Gedankenarbeit und ihr höchst persönliches Gedankengut erscheinen."

Was aber, wenn der zügellose Hochrüstungskurs bei vielen jungen Menschen in der BRD auf Skepsis, Unverständnis, ja auch auf Ablehnung stößt? Wenn immer mehr Geld für neue, angeblich lebensnotwendige Waffen ausgegeben wird und die Zukunftschancen für die Jugend immer geringer werden? Da muß etwas her! Und so machte Bundeskanzler Helmut Kohl schon in seiner Regierungserklärung vom 13. Oktober 1982 alle scharf, die Jugendliche ideologisch beeinflussen können: „Wir alle – wir alle! – müssen uns mehr als bisher anstrengen, vor allem auch unsere jungen Bürger vom Sinn der Verteidigung, vom Sinn der Bundeswehr zu überzeugen." Wobei mit „Verteidigung" der Erhalt (und die Ausweitung) der imperialistischen Herrschaft und mit dem „Sinn der Bundeswehr" ihr politischer Expansionsauftrag gemeint ist ...

Wo nun läßt sich dies am ehesten machen?

In der Schule. Auch das hat besagter Oberst Zimmer, zuständig immerhin für „Grundsatzangelegenheiten der Erziehung und Ausbildung", ausgesprochen: „Die Schule könnte den Übergang vom zivilen Leben in die militärische Gemeinschaft erleichtern."

Und wer scheint am besten dafür geeignet?

Ausgesuchte, speziell darauf vorbereitete Bundeswehroffiziere, die immer ein smartes Lächeln parat haben. Eben die Jugendoffiziere. Zwar versendet das Dezernat Öffentlichkeitsarbeit im Streitkräfteamt jährlich 4,6 Millionen Bücher, Broschüren und Faltblätter – davon 65 Prozent einzeln und mit persönlichen Anschriften –, aber dem Generalinspekteur genügt dies nicht: „Mehr als Broschüren und Informationsmaterial überzeugt das gesprochene Wort", erklärte General Altenburg auf einer Kommandeurstagung im Februar 1984.

Also: Feuer frei für die Jugendoffiziere, für die Trommler von der Hardthöhe – dort, wo das Bundeswehrministerium seinen Sitz hat. Darum der Rummel um die 65 Offiziere und ihre nebenamtlichen Gehilfen. Nicht auf ihre Zahl kommt es an, sondern auf ihre Einsätze. Ja, Einsätze – denn die Schulen, in denen sie ein heiles Bild von den BRD-Streitkräften zu malen haben, werden offiziell als ihr „Einsatzraum" bezeichnet. Über ihre Trommelschläge berichtete die Progreß-Presse-Agentur (BRD) am 29. Mai 1984: „Mehr als 1200 Offiziere und Unteroffiziere führen gegenwärtig in Schulen und gegenüber politischen, kirchlichen und gewerkschaftlichen Jugendorganisationen der BRD regelmäßig Propagandaveranstaltungen über Ziele und Aufgaben der Bundeswehr und der NATO durch. In den vergangenen zwölf Monaten wurde mehr als eine halbe Million BRD-Jugendliche" dabei „erfaßt."

Das ist die Bilanz eines Jahres. Jugendoffiziere trommeln aber schon seit 1957 in ihren schulischen „Einsatzräumen", rund achtundzwanzig Jahre lang also. Über das Wie gab die BRD-Zeitung „die tat" Auskunft und nannte dazu ein „Arbeitspapier", das Oberleutnant Werner Hofmann von der 7. Panzerdivision verwendet: Darin sind die „Staatsgebiete der ČSSR und Polens der DDR zugeschlagen" worden, und „alles zusammen wurde als ‚drei westliche Militärbezirke der UdSSR' bezeichnet".

Na bitte, bei solcherart „Aufklärung" muß es wohl den

BRD-Jugendlichen ein inneres Bedürfnis sein, Soldat zu werden – ein gehorsamer, versteht sich. Besagter Oberleutnant hat seine Bedrohungslügen-Lektion am Koblenzer „Zentrum Innere Führung" gut gelernt, wo die (Ver-)Bildung der Jugendoffiziere erfolgt. Nach jenem Schema, das von der XVIII. Wehrkundetagung in München bekräftigt wurde: Die Jugend müsse davon überzeugt werden, daß es „eine militärische, politische und geistige Bedrohung" durch den Warschauer Pakt gebe.

Diese antikommunistische Spielweise fand zu allen Zeiten die volle Unterstützung der Herrschenden am Rhein. Praktisch unter Ausschluß der Öffentlichkeit – soweit dies möglich war – wurden die Schulen Schritt für Schritt militarisiert. Rundherum, wie die „Europäische Wehrkunde" festgestellt hat: „Kein ‚Wehrkunde-Fach', sondern ‚Wehrkunde-Prinzip'. Eine bei niedrigen Kosten erfolgreiche Praxis." Schließlich hatte man ja schon frühzeitig begonnen, propagandistischen Trommelwirbel zu üben.

Doch auch hier der Reihe nach.

Am 12. November 1955 war die Bundeswehr geschaffen worden. Bereits am 5. Juli 1956 kam der offizielle Startschuß für die Trommler von der Hardthöhe – mit der „Empfehlung aus Anlaß des Aufbaus der Bundeswehr" durch den damaligen „Deutschen Ausschuß für das Erziehungs- und Bildungswesen". Ein Jahr später gingen die ersten „Profis in Uniform" auf die Jugend in der BRD los.

In den siebziger Jahren ging es Schlag auf Schlag weiter. Diesmal nicht mit Empfehlungen, sondern mit harten und deutlichen Forderungen. Im November 1970 verlangte der damalige Bundeskanzler von den Ministerpräsidenten der BRD-Länder, bei den jungen Menschen „Verständnis" für eine „ausreichende Verteidigung" zu wecken. Im Juni 1971 ging vom BRD-Vereidigungsminister eine Aufforderung an den Vorsitzenden der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, den Fragen der Bundeswehr in den Schulen „mehr Raum" zu geben. 1974 verlangte die Bundeswehrführung, daß ihre Dienstvorschriften über die sogenannte „politische Bildung" auch in die Schulen Eingang finden sollten. Dazu der einstige Parlamentarische Staatssekretär im BRD-Verteidigungsministerium, von Bülow: „Politische Bildung in der Bundeswehr ist prinzipiell nichts anderes als politische Bildung in den Schulen." Demnach hat das antikommunistische Feindbild in den Kasernen und Klassenzimmern das gleiche zu sein.

Um den Boden für die Trommler von der Hardthöhe weiter zu ebnen, entstanden zwischen 1974 und 1976 in vielen Standorten „Arbeitskreise Schule–Bundeswehr". Und die 201. Sitzung der Kultusministerkonferenz vom Dezember 1980 brachte nochmals eine Steigerung: Die Kultusminister von vier Bundesländern wurden beauftragt, eine Empfehlung für neue Manipulationsrichtlinien auszuarbeiten ...

All dies stellte jedoch 1982 ein bislang geheimes Bundeswehrdokument in den Schatten, auf dessen Deckel steht: „Nur für den Dienstgebrauch – Zentrum Innere Führung, Bereich 3". In ihm werden Noten für Antikommunismus verteilt. In Tabellenform werden die Schulen danach zensiert, wie sie die imperialistische BRD-Streitmacht ins rechte Licht gestellt haben. Für ein „Gut" des Bewertungskatalogs müssen die Schüler „die Bonner Militärdoktrin kritiklos anerkennen".

Den Trommlern von der Hardthöhe dürfte dies wie Öl runtergegangen sein, denn der Erfolg stellte sich alsbald ein. Wie ein großes BRD-Nachrichtenmagazin im August 1982 berichtete, seien „die Propagandisten der Truppe an den Lehranstalten in der Tat noch nie auf so wenig Widerstand gestoßen wie heute". Wozu gibt es schließlich bis auf Hamburg und Hessen in allen Bundesländern spezielle Erlasse der Kultusminister, die das Zusammenwirken von Schule und Bundeswehr regeln? Dabei stehen die Kultusminister der CDU/CSUregierten Länder an der Spitze. In Baden-Württemberg, Bayern, Rheinland-Pfalz, Saarland und Schleswig-Holstein sowie dem nicht zur BRD gehörenden Westberlin (!) wurde am 16. Juni 1983 beschlossen, mit Beginn des Schuljahres 1983/84 das Thema Bundeswehr als regulären Schulstoff einzuführen. Als „Fachleuten" wird den Jugendoffizieren eine besondere Rolle beigemessen.

Fachleute sind diese ohne Zweifel, allerdings in der Wahrheitsverdrehung. Das schon erwähnte BRD-Nachrichtenmagazin schildert einen Fall, wie Schüler von



ihnen „informiert" werden: „Im Ernstfall" sei es geraten, „zu Hause zu bleiben und zu lernen, was bei einem ‚Überraschungsangriff durch Atomsprengkörper' zu tun" sei – „Vom grellen Licht abwenden und zu Boden werfen". Na bitte, ein Atomkrieg ist doch gar nicht so schlimm. Man muß sich nur „abwenden"! So kann die Bundeswehr ruhig weiter auf dem Kernwaffenerstschlag bestehen, richtet er sich doch gegen „die bösen Kommunisten im Osten" ...

Falls aber die Jugendoffiziere bei manchem Schüler oder Lehrling nicht den rechten Erfolg erzielen sollten, bleibt immer noch die bayrische Methode. Sie eröffnet geradezu ungeahnte Möglichkeiten. Denn wie die bayrische Landesschülervertretung mitteilt, werden Schüler, die „ein gutes Abitur schreiben wollen, gezwungen, für Tornados, Mittelstreckenraketen und Atomwaffen in der Bundesrepublik Deutschland einzutreten".

Warum die Schülervertretung da nur auf die Pauke haut?!

Tut die Bundeswehrführung nicht das Nötige, damit ihre Truppe „einen zu Treue und Gehorsam erzogenen" Soldaten bekommt? Und außerdem: Wenn hier wer zu trommeln hat, dann nur die Jugendoffiziere. Im „rechten" Takt, versteht sich.

Text: Rainer Ruthe
Karikaturen: Peter Dittrich

Kreuzworträtsel mit Preisfrage

Waagerecht: 1. Flugzeugschuppen, 5. umfangreiche Prosaerzählung, 9. feststehender Teil einer elek. Maschine, 13. Rechengröße, 16. Wettkampfgewinner, 17. Fett von der Bauchwand des Schweins, 18. dreifacher Fußballweltmeister, 19. chemisches Element, 20. Schriftsteller, NPT, gest. 1979, 22. Lebewesen, 24. Triebkraft, 27. Kinderzeitschrift in der DDR, 29. Destillationsprodukt, 31. Gestalt aus „Die Fledermaus", 34. Zahl, 36. Staat in Vorderasien, 37. Liebesgott, 39. Frucht der Buche, 40. Gesichtsteil, 42. Schwung, Tatkraft, 43. Leine, 45. Ringelwurm, 48. Küchengerät, 50. Stadt in Belgien, 52. schöpferischer Gedanke, 54. Kornblumenblau, 56. griech. Insel, 57. Angehöriger eines Göttergeschlechts. 59. Laut, 60. Papstpalast in Rom, 65. Erörterung, 68. jugosl. Stadt, 69. Gedichtform, 70. Gestalt aus „Frau Luna", 72. kalkreicher Ton, 75. sowj. Monumentalmaler, gest. 1946, 77. ausgeflockter Niederschlag, 78. russ.-sowj. Schriftsteller, 80. seemännisch für Tauschlinge, Kette, 81. Gewürz, 82. europ. Hauptstadt, 84. Nebenfluß der Warta, 86. Bildungseinrichtung, 88. Bergarbeiter, 90. Kunststoff, 91. Abschiedswort, 92. Bucht, 93. Schriftsteller der DDR, 96. chem. Element, 100. poln. Halbinsel, 102. japan. Eiskunstläuferin, 104. Aussehen, Miene, 105. Reminiszenz, 106. Dreisatzrechnung, 107. Baumteil, 109. Talsperre bei Eibenstock, 112. Untiefe, 115. Ölpflanze, 117. Stadt im Tschad, 119. Tierkleid, 120. Stadt in Nebraska (USA), 121. Gestalt aus „Wale, Liebe und Matrosen", 122. Abteilung des Jura, 124. Nebenfluß der Donau, 126. Auftrag, 129. Gangart des Pferdes, 131. Kuchengewürz, 132. schwere Talje, 135. Ritter der Artusrunde, 137. Haltetau der Gaffel, 139. Klagelied, 140. Gewässer in der UdSSR, 143. Drüsenwirkstoff, 144. im Altertum Name für Griechenland, 145. Schauspieler der DDR, 146. südung. Stadt, 147. Beule, 148. Eichmaß, Mustergewicht.

Senkrecht: 1. Brettspiel, 2. inneres Organ, 3. Vorderseite einer Münze, 4. Gestalt aus „Ein Maskenball", 5. Grundfarbe, 6. Speisefisch, 7. Bewohner eines Erdteils, 8. heftige Verneinung, 9. südfranz. Hafenstadt, 10. Lärm, Radau, 11. Pfote, 12. hühnergroßer Wasservogel, 14. Schreibflüssigkeit, 16. einjähriges Fohlen, 21. Wundmal, 23. Sultanserlaß, 25. wundertätige Schale, 26. Edelgas, 28. zu treffender Punkt, 30. europ. Staat in der Landessprache, 32. deutsche Spielkarte, 33. Schubfach, 35. Kartenspiel, 38. Körper, der Eisen anzieht, 41. Salz der Salpetersäure, 42. Nachkomme, 43. braune Farbe, 44. Schwertlilie, 46. Romangestalt bei Erik Neutsch, 47. Schlingpflanze, 49. Gattung einkeimblättriger Pflanzen, 50. Zitatensammlung, 51. Hafenstadt in der SRV, 53. Behältnis, 55. Wintersportgerät, 58. kleine Brücke, 61. Gegenbehauptung, 62. Sprengschlag, 63. Nebenfluß der Elbe, 64 Hafenmauer, 66. Helfer, 67. nordostspanische Hafenstadt, 71. griech. Buchstabe, 73. Ölbaumharz, 74. Flachland, 76. Streitmacht, 77. germanischer Wurfspieß, 79. Heilverfahren, 83. Vorzeichen, 85. Nachlaßempfänger, 87. Rätselfreund, 89. Maschinenelement, 90. Zwiebelpflanze, 93. Insel im Greifswalder Bodden, 94. Nebenfluß der Oder, 95. Strom zur Nordsee, 97. südfranz. Stadt, 98. deutscher Dichter und Humanist des 15./16. Jh., 99. Flüssigkeitsrest, 101. Vergrößerungsglas, 102. Ausstellung in Erfurt, 103. Ansiedlung, 104. Landwirtschaftsausstellung in der DDR, 108. Kommandostelle, 110. musikalisches Bühnenwerk, 111. niedere Wasserpflanze, 113. Auswahl, Auslese, 114. Farbton, 115. Ackergrenze, 116. Abschnitt einer Entwicklung, 117. südamerikanische Hauptstadt, 118. Ackerunkraut, 123. asiatisches Wildschaf, 125. feststehendes Abkürzungszeichen in der Kurzschrift, 126. Sahne, 127. Vorraum, 128. Folge, Serie, 130. Hohlorgan, 131. Singvogel, 132. hilfreicher Zuspruch, 133. Wüstentier, 134. feinfädiges Baumwollgewebe, 136. nordamerikanischer Schauspieler und Sänger, 138. Ruhm, 141. Wagenteil, 142. Lebensgemeinschaft.



Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 98, 7, 54, 70 – 65, 139, 93 – 94, 61, 67, 18, 120, 99, 3, 17, 39, 41 – 13, 6, 75, 52, 86, 24, 106, 38, 105, 62 – 1, 140, 96, 60 und 148 ergeben in dieser Reihenfolge eine kulturelle militärische Einrichtung in einer Bezirkshauptstadt der DDR. Wie heißt sie? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5.4.1985. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 4/85.

Redaktion „Armee-Rundschau",
1055 Berlin,
Postfach 46130

Auflösung aus Nr. 2/85

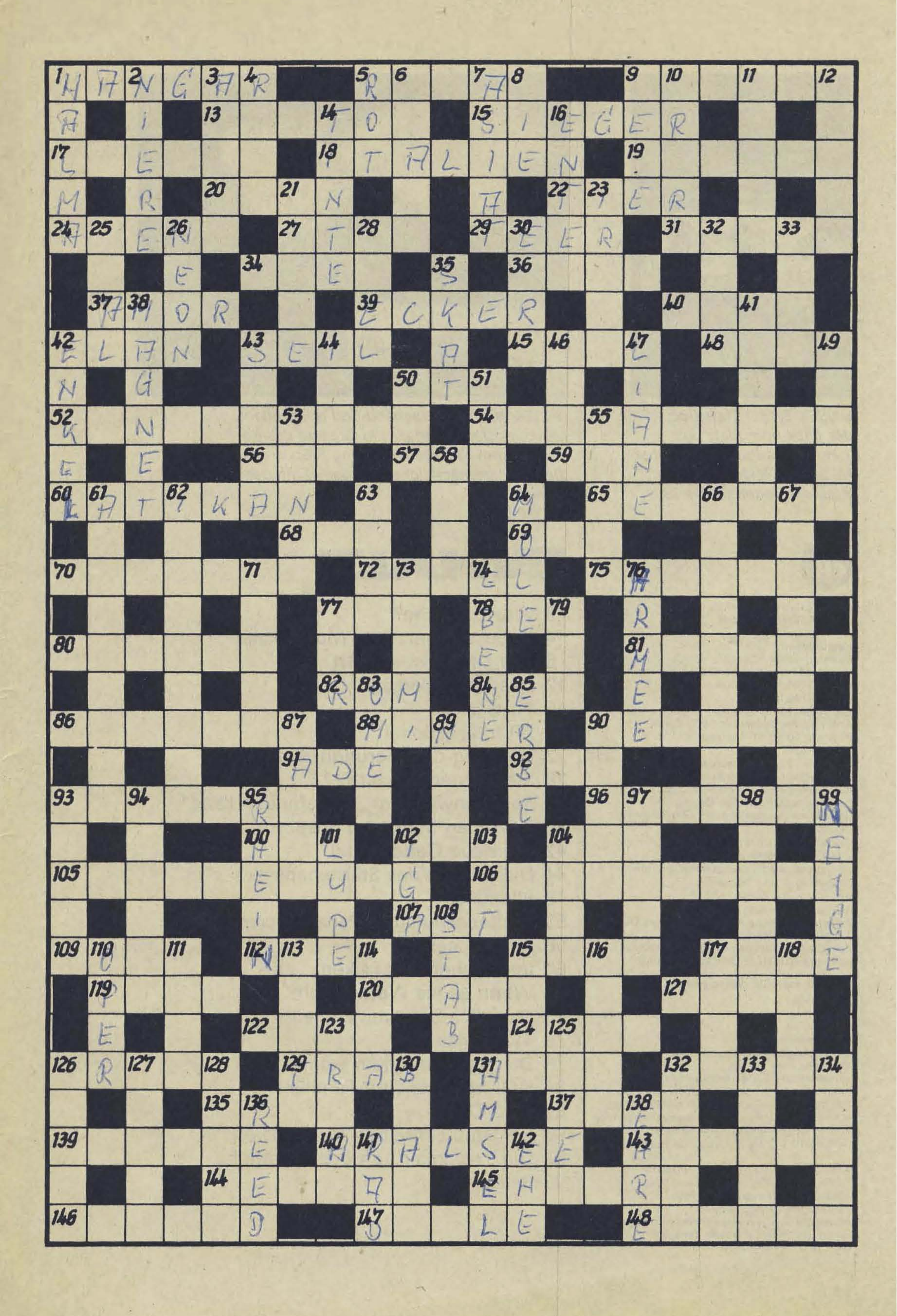
***Preisfrage:** Die richtige Antwort lautet: Vorbereitung auf das Übungsgefecht. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt. Herzlichen Glückwunsch!*

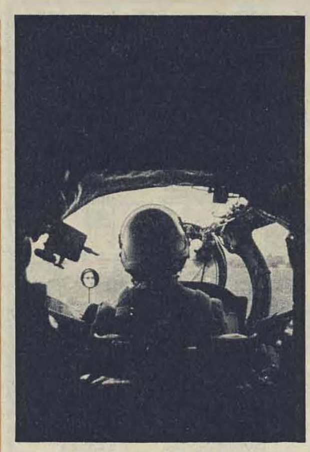
***Waagerecht:** 1. Apfel, 4. Rastrelli, 10. Hagel, 13. Isar, 14. Egge, 15. Rispe, 16. Pier, 17. Käse, 18. Biese, 19. Dese, 21. Ute, 23. Elbe, 25. Eger, 28. Lanolin, 31. Hefe, 33. Balaton, 35 Gasolin, 36. Gose, 37. Grat, 38. Gessler, 41. Liste, 44. Stempel, 48. Iwein, 49. Agronomie, 54. Ecker, 55. Aar, 56. Rad, 57. Girandola, 62. Togliatti, 66. Büste, 69. Leuna, 71. Bei, 72. Haben, 75. Alei, 76. Anode, 77. Eidam, 79. Mira, 80. Zug, 81. Rif, 82. Rot, 83. Pole, 86. Sesam, 87. Breda, 88. Sebu, 90. Egeln, 91. Uta, 93. Vater, 94. Staub, 96. Architekt, 100. Abendroth, 105. Air, 107. Oka, 108. Sonne, 109. Eilenburg, 111. Klima, 112. Dialekt, 116. Temes, 119. Einrede, 123. Lear, 124. Pein, 125. Karajan, 127. Sabiner, 130. Aras, 131. Amerika, 135. Mine, 136. Reka, 138. Ren, 139. Laib, 142. Ulema, 143. Asen, 144. Sela, 145. Arsen, 146. Hüne, 147. Esch, 148. Ebene, 149. Unterlage, 150. Nilin.*

***Senkrecht:** 1. Abrieb, 2. Fessel, 3. Lied, 4. Raps, 5. Ariel, 6. Torun, 7. Enkel, 8. Lesen, 9. Igel, 10. Hebe, 11. Giebel, 12. Liesen, 20. Eloge, 22. Topas, 24. Blatt, 26. Gabe, 27. Raas, 29. Abel, 30. Inge, 31. Holm, 32. Fine, 34. Norma, 35. Gasse, 38. Grieg, 39. Speer, 40. Linon, 42. Igor, 43. Thor, 45. Elemi, 46. Paket, 47. Larni, 50. Gal, 51. Raab, 52. Mate, 53. Ido, 58. Isel, 59. Arni, 60. Orangeade, 61. Ise, 63. Gabardine, 64. Adam, 65. Teer, 67. Übermut, 68. Tiefbau, 69. Lampe, 70. Uelle, 73. Bidet, 74. Natur, 76. Aus, 78. Moa, 84. Oger, 85. Elch, 88. Saar, 89. Bett, 92. Tal, 94. Stil, 95. Baku, 96. Absud, 97. Canna, 98. Irene, 99. Kai, 101. Bar, 102. Dekan, 103. Olive, 104. Haase, 106. Rebe, 107. Oboe, 109. Esten, 110. Gleis, 113. Ibar, 114. Lias, 115. Klage, 116. Tram, 117. Moore, 118. Spuk, 120. Inari, 121. Reim, 122. Dien, 125. Kapuze, 126. Rakete, 128. Niesel, 129. Rennen, 131. Aasen, 132. Ernte, 133. Insel, 134. Alleg, 136. Rahe, 137. Kanu, 140. Aase, 141. Bahn.*

***Die Gewinner** unserer Preisfrage aus Heft 11/84 waren: Soldat D. Kirchner, 1800 Brandenburg, 25,– M; Offiziersschüler Peter Hagemann, 8800 Zittau, 15,– M und Stabsgefr. d.R. Jutta Vogel, 8500 Bischofswerda. Herzlichen Glückwunsch!*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann





UNSER TITEL: Tiefstflug, der Blick vom Platz des 1. Hubschrauberführers einer Mi-24 ins Gelände. Dazu auch die Seiten 68 bis 73



UNSER POSTER: Krachend und mit grellem Mündungsfeuer verläßt die Granate das Rohr der 130-mm-Kanone. Wolfgang Fröbus nahm dieses winternächtliche Schauspiel mit der Kamera auf.



ARMEE-RUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber: Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, 1055 Berlin, Storkower Str. 158, Tel.: 4300618
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postfach 46130 – Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung: Kurt-Norbert Marsand/Joachim Hermann
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion
Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark (Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

Redaktionsschluß dieses Heftes: 21. 1. 1985

Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR-7010 Leipzig, Leninstr. 16, Postfach 160

Anzeigenverwaltung: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, 1055 Berlin, Storkower Str. 158, Tel.: 4300618/App. 330 – Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR. Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7

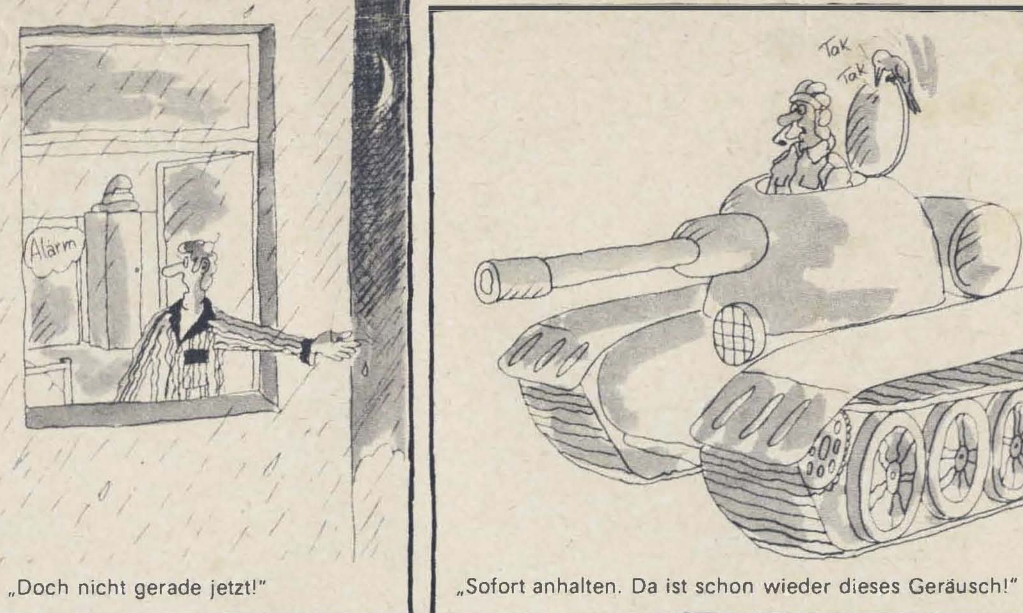
INHALT



„Da sind die Sachen drin, die ich nicht in den Soind bekommen habe!"



„Doch nicht gerade jetzt!"

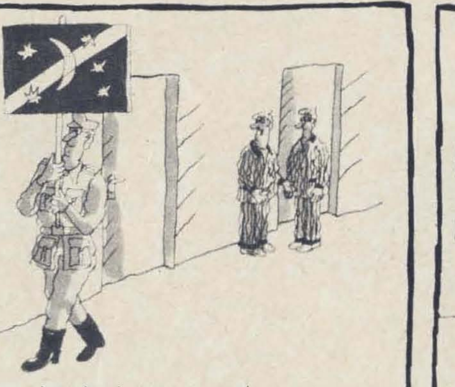


„Sofort anhalten. Da ist schon wieder dieses Geräusch!"

DER MENSCH NEBEN DIR BEOBACHTET VON FRANK STEGER

WAS DENN, BEI DEM GEGENWIND?

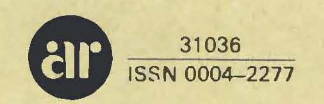
FEUER!



„Man hat ihn kritisiert, weil er immer so laut ‚Nachtruhe beenden' schreit."



„Käppi steht mir nicht!"



31036
ISSN 0004-2277

POP AUS LEIPZIG:

ANGELA CHRISTOF

Bild: Günter Gueffroy